

LESEPROBE

DIE WOCHE, IN DER ALLES ANDERS WURDE ...

VON BERND HEIM, ROMAN

GOLDHOUSE

2015

Erstausgabe

Veröffentlicht als Taschenbuch 2015

Copyright © 2015 GoldHouse Verlag e.K., Mannheim,

Alle Rechte vorbehalten

Autor: Bernd Heim, Bamberg

Umschlaggestaltung & Satz: im Verlag

Lektorat: Corinna-Jasmin Kopsch

Umschlagabbildungen: © Bernd Heim

Printed in Poland

ISBN: 978-3-9816096-5-3

www.7vor8.de - www.goldhouse-verlag.de

"Er war sehr arm, er hatte nur Geld."

Afrikanisches Sprichwort

Freitag, 6. Juli

Zufrieden blickte Marla Harper auf den kleinen Jungen neben sich und ein mildes Lächeln huschte über ihre Lippen. „Dafür, dass du noch nie eine Kartoffel geschält hast, machst du das schon ganz gut“, lobte die Köchin.

„Es ist auch gar nicht so schwer“, entgegnete der kleine Junge stolz. „Marla, wenn ich groß bin, werde ich die Kartoffeln bestimmt genauso schnell schälen wie du. Vielleicht sogar noch ein bisschen schneller.“

Für einen Moment legte die Köchin den Kartoffelschäler auf den Tisch und strich mit ihrer Hand sanft über den Kopf des Jungen. „Ach, Noah“, seufzte sie sanft. „Wenn du mal groß bist, wirst du die Firma deines Vaters leiten oder vielleicht sogar eine eigene gründen. Aber du wirst ganz gewiss keine Kartoffeln schälen.“

„Warum nicht? Du sagst doch selbst, dass ich es schon ganz gut kann und außerdem macht es Spaß“, erwiderte Noah unwillig.

„Jetzt macht es dir vielleicht noch Spaß, aber in 15 oder 20 Jahren wirst du lieber schnelle Autos fahren wollen.“

„Natürlich werde ich das“, entgegnete Noah wie selbstverständlich. „Aber mit dir zusammen hier in der Küche Kartoffeln schälen werde ich auch.“

„Dein Vater wird sicher etwas dagegen haben“, wandte die Köchin ein. „So wie ich ihn kenne, kommen Arbeiten in der Küche für dich ganz bestimmt nicht infrage. Er sieht dich in Zukunft auf seinem Sessel sitzen, nicht hier neben mir in der Küche.“

„Ich mag sein Büro aber gar nicht“, wandte Noah ein.

„Warum nicht? Ich habe mir sagen lassen, es muss sehr schön und sehr modern eingerichtet sein.“

Noah schüttelte heftig den Kopf. „Es ist so hoch. Ich habe immer Angst, wenn ich aus dem Fenster schaue. Außerdem ist alles so kalt dort.“ Noahs Augen begannen zu leuchten. „Hier bei dir in der Küche ist es nie kalt. Außerdem riecht es hier viel besser.“

Marla legte den Kartoffelschäler erneut zur Seite, griff nach den Händen des Kindes und drehte sie leicht. „Schau mal, Noah! Wenn du die Kartoffel so hältst, geht es etwas leichter.“

Willig ließ der kleine Junge sich führen und strahlte im nächsten Moment über das ganze Gesicht. „Du hast recht, Marla. Ich muss gar nicht so fest drücken.“

„Eigentlich musst du mehr ziehen als drücken“, lachte die Köchin. „Aber du hast schon recht. Wenn du die Hand richtig hältst, brauchst du weniger Kraft und alles geht viel, viel schneller.“ Sie wies mit dem Finger kurz auf einige Stellen, an denen noch Reste der Schale zu sehen waren. „Jetzt musst du nur noch hier schälen und hier und hier die dunklen Augen herausschneiden, dann ist die Kartoffel fertig und du kannst sie zu den anderen in den Topf legen.“

„Werden wir sie dann gleich kochen?“, fragte Noah ungeduldig.

Die Köchin warf einen kritischen Blick auf die Uhr. „Noch ist es ein wenig zu früh. Dein Vater will erst um sieben zu Abend essen und bis dahin ist noch etwas Zeit. Außerdem werden wir zwei wohl noch ein paar mehr Kartoffeln schälen müssen. Von einer allein, wirst du vielleicht satt, Noah, aber dein Vater und deine Mutter ganz bestimmt nicht“, lächelte Marla sanft.

„Warum sollen wir uns um sie kümmern?“, fragte der kleine Junge verärgert.

„Weil es unsere Aufgabe ist – zumindest meine. Dein Vater und deine Mutter haben mich nur angestellt, weil sie wollen, dass immer um sieben das Abendessen auf dem Tisch steht. Nur dafür bezahlen sie mich.“

„Du meinst, ansonsten kümmern sie sich um dich genauso wenig wie um mich?“, fragte Noah enttäuscht.

„Die Küche und meine Arbeit hier ist bestimmt das Letzte, um das dein Vater sich jemals kümmern wird“, war sich Marla sicher. „Dein Vater ist der Ansicht, dass es Williams Aufgabe ist, hier unten nach dem Rechten zu sehen und damit hat er in gewisser Weise auch recht.“ Sie sah einen Moment nachdenklich durch die Weite der Küche, bis ihr Blick an der gegenüberliegenden

Wand zu zerbrechen schien. „Weißt du, Noah, ich bin jetzt schon über zwanzig Jahre in eurem Haus, aber ich kann mich nicht an einen einzigen Tag erinnern, an dem dein Vater oder deine Mutter jemals zu mir in die Küche gekommen sind.“

„Aber warum nicht? Es ist doch schön hier. Außerdem komme ich doch auch jeden Tag hierher“, rebellierte der Junge.

„Für dich ist es ein Spiel“, lachte die Köchin. „Für dich gibt es hier noch etwas zu entdecken und an Tagen wie heute lernst du sogar, wie man eine Kartoffel schält. Aber für deine Mutter wäre es unter ihrer Würde, wenn sie hier in der Küche mit mir spricht.“

„Sie spricht auch mit mir nur wenig“, bestätigte Noah bekümmert. „Wenn sie etwas von mir will, sagt sie es immer William oder dem Kindermädchen.“

Marla Harper nickte. Einen kurzen Moment zögerte sie, dann sprach sie aus, was dem Jungen und ihr eigentlich schon lange klar war. „Ich weiß, Noah. Deine Eltern sind sehr darauf bedacht, ihren Status zu wahren. Wahrscheinlich ein bisschen zu sehr. Vielleicht ist das der Grund, warum sie dich und mich wie Luft behandeln und immer nur über William mit uns reden.“

„William behandeln sie auch nicht besser“, erwiderte Noah unbekümmert. „Vater sagt immer, William ist nur ein Butler. Er kann nur 'Jawohl, Herr Parker' sagen.“

„Hat dein Vater das so gesagt?“, fragte die Köchin nicht wirklich überrascht.

Der kleine Junge neben ihr am Tisch nickte verschämt.

„Wir sind für ihn alle nicht sonderlich wichtig“, erwiderte Marla nachdenklich und holte tief Luft. „Wahrscheinlich merkt dein Vater nicht einmal, wenn einer von uns plötzlich nicht mehr da ist. William hat mir erst neulich erklärt, wie unwichtig wir sind. Wir sind alle ersetzbar, hat er gemeint. Wahrscheinlich hat er sich das nicht mal selber ausgedacht, sondern nur von deinem Vater gehört.“

„Was meint er damit?“, fragte der kleine Junge irritiert.

„Dass wir alle gehen können, wenn wir nicht mehr gebraucht werden“, erwiderte Marla kalt und wirkte für einen Moment wie abwesend.

* * *

Erschöpft stieg Tim vom Rad und näherte sich dem großen Tor. Von innen hörte er schon die Hunde bellen. Mit wedelndem Schwanz erwarteten sie ihn, als er Sekunden später das Tor öffnete und sein Fahrrad in das Dunkel der überdachten Einfahrt hineinschob.

Zunächst hatten die laut bellenden Schäferhunde ihn noch instinktiv drei Schritte zurückgehen lassen. Das waren die Tage, an denen er sich hier vorgestellt und wenig später seine Tätigkeit auf dem Reit- und Turnierhof aufgenommen hatte.

Nur einige wenige Wochen lagen sie zurück und doch wollte es ihm scheinen, als sei eine halbe Ewigkeit seit damals vergangen. Viel hatte sich nicht geändert, denn seine Tage verliefen recht eintönig und gleichmäßig. Er fuhr morgens zur Arbeit und kam abends todmüde heim, meist deutlich später als erhofft.

Seine Freunde sah er nur noch selten, manchmal auch tagelang gar nicht, und die Welt, in die er jeden Morgen eintauchte, war nicht die seine. Er hatte gelernt, sich in ihr zurechtzufinden. Doch irgendwie fremd und unwirklich wirkte sie noch heute auf ihn.

Oberflächlich betrachtet glichen sich die Tage wie ein Ei dem anderen und doch, tief in seinem Innern, spürte Tim, dass seine kleine, überschaubare Welt immer mehr aus den Fugen geriet. Was gestern noch galt und in Stein gemeißelt zu sein schien, war heute ein einziges, überdimensioniertes Fragezeichen. Die Hunde zum Beispiel: Erst ließen sie mit ihrem Gebell sein Herz bis zu den Knien in die Hose rutschen. Jetzt kamen sie ihm beinahe vor wie seine einzigen Freunde.

Das Geld war ein anderes Beispiel: Noch vor wenigen Wochen war er ihm blind hinterhergelaufen. Nur seinetwegen hatte er den Ferienjob überhaupt angenommen. Jetzt spürte er tagein, tagaus, dass Geld längst nicht alles war und zu viel Geld leicht den Charakter verderben

konnte.

Er schob das Fahrrad durch die Einfahrt in den Hof und stellte es unter dem Vordach an der Wand ab. Regnen würde es heute zum Glück nicht. Trotzdem achtete er darauf, dass sein Rad weder auffiel noch störte.

'Hier ist es wie bei mir zu Hause. Im Zweifelsfall hat immer jemand irgendetwas zu meckern und man kann es keinem recht machen', ärgerte er sich still und wandte sich den Ställen und seiner Arbeit zu. 'Das große Geld ist hier ganz gewiss zu Hause. Respekt und Achtung vor dem Rest der Welt eher nicht.'

„Du kommst spät heute“, begrüßte die Pferdepflegerin ihn, ohne von ihrer Arbeit auch nur einen Moment aufzusehen.

Entsetzt und ein wenig schuldbewusst blickte Tim auf seine Uhr. Hatte er auf der knapp einstündigen Fahrt wirklich getrödel? Hatte er sich verkalkuliert und zu lange gebraucht? Nein, hatte er nicht. Er war nicht zu spät, er war sogar zu früh, viel zu früh, um genau zu sein.

„Martina, ich weiß nicht, was du willst. Es ist gerade mal zehn vor sieben und meine Arbeit beginnt erst um sieben.“

„Während du noch faul im Bett liegst, bin ich schon seit einer halben Stunde hier zugange“, erwiderte die Pferdepflegerin unbekümmert. „Du kannst gleich mal mit dem Ausmisten der hinteren Ställe beginnen und lass dir nicht wieder so viel Zeit wie gestern, sonst werden wir hier nie fertig.“

'Der Tag beginnt ja schon wieder gut', ärgerte sich Tim, während er seine Tasche in den Pausenraum brachte und anschließend sofort nach Mistgabel und Schubkarre griff. 'Eigentlich sollte ich noch bis um sieben warten', schimpfte er still in sich hinein. Doch er wusste, dass es sinnlos war, auf sein Recht zu pochen. 'Die Arbeit muss gemacht werden und Feierabend ist erst, wenn das letzte Pferd gewaschen und gebürstet ist. Keine Minute vorher.'

Dabei war es gerade heute wichtig, früh Feierabend zu machen und rechtzeitig nach Hause zu kommen. Er wollte mit Freunden ins Kino gehen und anschließend noch etwas um die Häuser ziehen.

'Hier in diesem verdammten Pferdepalast weiß man leider nie, wann Schluss ist', ärgerte er sich und dachte mit Schrecken an die vielen Tage zurück, an denen er in den letzten Wochen den ganzen Tag über auf einen frühen Feierabend gehofft hatte und am Ende bitter enttäuscht worden war. 'Kurz bevor ich gehen will, kommt sicher irgendein Heini wieder auf die Idee, ein Pferd, das eigentlich schon fertig ist, noch einmal reiten zu wollen und dann heißt es für uns warten und später Feierabend machen.'

Tim öffnete das Tor zur ersten Box, schob die Schubkarre hinein und machte sich an die Arbeit. Nicht mit Elan und großer Begeisterung, eher gleichmütig und stoisch, denn er wusste, dass der Morgen noch jung war und der Tag noch recht lang und anstrengend werden konnte.

'Klinko' war eigentlich ein ganz liebes Pferd. Deshalb hatte man ihn am ersten Tag gleich in seine Box geschickt und es seitdem jeden Morgen so gehalten, doch heute hatte der Schimmel einfach nur die unangenehme Eigenschaft, ständig im Weg zu stehen. Er bewegte sich grundsätzlich dorthin, wo Tim gerade den Boden säubern wollte. Ein ums andere Mal musste er den Hengst erst zur Seite dirigieren, damit er seine Arbeit überhaupt beginnen konnte.

Nach einer gefühlten Ewigkeit war es endlich geschafft. Tim öffnete das Tor, schob seine Schubkarre hinaus in den Gang und öffnete die Tür zur nächsten Box. Er hatte sie gerade geschlossen und seine Arbeit wieder aufgenommen, als Martina den Gang entlangkam und einen kritischen Blick in 'Klinkos' Box warf.

„Das nennst du sauber machen?“, herrschte sie ihn an.

„Was ist denn jetzt schon wieder los?“, fragte Tim sich keiner Schuld bewusst.

„Komm mal raus und schau dir den Mist an, den du hier zurückgelassen hast.“

Tim verdrehte genervt die Augen. Dass man ihm nie direkt sagen konnte, was er falsch gemacht hatte. Immer gab es zunächst diese subtilen Vorwürfe. Er stellte die Mistgabel gegen die steinerne Wand und machte sich daran, die Box zu verlassen.

„Bring die Gabel und deine Schubkarre gleich mit! Die wirst du hier brauchen“,

kommandierte Martina scharf und wies mit der Hand auf einen großen Haufen. „Wenn der Fiebig das sieht, explodiert der garantiert. Der war gestern schon sauer, weil die Boxen, die du sauber gemacht hast, so schmutzig aussahen.“

Als Tim auf den Gang hinausgetreten war und einen Blick durch die Gitterstäbe in 'Klinkos' Box geworfen hatte, sah auch er, was Martina gerade zur Weißglut brachte. Einer Schuld war er sich dennoch nicht bewusst. Er wusste, dass er die Box nicht in diesem Zustand verlassen hatte.

Zum Glück erinnerte sich Martina bald danach daran, dass auch noch ihre eigene Arbeit auf sie wartete. Das ersparte Tim weitere überflüssige Kommentare, die zu hören er ohnehin keine große Lust verspürte, denn er wusste, dass sie weder positiv ausfallen würden, noch angemessen wären.

„Morgen tust du mir bitte den Gefallen und verrichtest dein Geschäft, bevor ich zu dir in die Box komme. Einverstanden?“, sagte Tim Augenblicke später zu 'Klinko' und klopfte ihm mit der flachen Hand freundlich auf den Hals. „Wegmachen muss ich es hinterher ja sowieso, aber mit etwas Glück bleiben mir dann wenigstens Martinas blöde Kommentare erspart.“

* * *

„Ich sehe aus wie ein verdammter Neger“, sagte Aiguo und blickte entsetzt in das müde Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegenblickte.

„Wir sehen alle so aus“, lachte Kollege Xiang am Waschtisch neben ihm. „Wir sehen alle so aus und wir werden uns immer wie Neger fühlen, wenn wir aus dem Bergwerk wieder nach oben kommen.“

„Du hättest nicht Bergmann werden sollen, Aiguo, wenn dich der viele Staub und der ewige Dreck stören“, lachte ihn Xiaotong frech von der anderen Seite an. „Du hast immer gewusst, auf was du dich einlässt. Du kannst nicht behaupten, dass du es nicht gewusst hättest.“

Aiguo nickte bekümmert. „Ich habe es gewusst, das ist wahr. Aber ich habe nicht gedacht, dass sie uns jeden Tag so schinden werden.“

„Was hast du denn erwartet?“, fragte Xiang überrascht. „Jeder in China weiß, wie es in den Bergwerken zugeht. Die Chefs und die Eigentümer verdienen das große Geld und wir können froh sein, wenn wir am Ende der Schicht das Tageslicht wiedersehen dürfen.“

„Wisst ihr, ich möchte auch einmal mit dem Bus in die Stadt zurückgefahren werden. Nur einmal“, bekannte Aiguo.

„Mit dem Bus?“, lachte Xiaotong. „Träumst du? Aiguo, du weißt genau, dass das nie geschehen wird. Um im Bus zu sitzen, musst du im Büro arbeiten und ein Manager sein, zumindest ein kleiner.“

„Du musst einen feinen Anzug tragen und darfst dich bei der Arbeit nicht schmutzig machen“, schimpfte Xiang. „Ansonsten fährst du wie alle anderen auch hier mit dem Zug – und immer nur mit dem Zug.“

„Ich weiß, und wenn ich die altersschwache Dampflokomotive sehe, die ihn zieht, dann weiß ich, wie wichtig wir sind“, ärgerte sich Aiguo.

„Die Kohle ist viel wichtiger, als wir es sind“, erklärte Xiang verbittert. „Wäre es anders, würden die neuen Diesellokomotiven unseren Zug ziehen und nicht die Waggons mit der Kohle.“

„Für die Kohlenzüge ist die alte Dampflokomotive nicht mehr zu gebrauchen. Aber für uns einfache Arbeiter ist sie immer noch gut genug. Uns muss reichen, was an anderer Stelle schon lange nicht mehr reicht“, motzte Xiaotong verärgert und ertete ein zustimmendes Nicken auf den Gesichtern der anderen.

„Dabei sind wir es, die diese verdammte Kohle aus dem Berg holen. Wir allein sind es, die dafür sorgen, dass unsere Firma überhaupt etwas zu verkaufen hat“, machte Aiguo seinem in langen Jahren aufgestauten Ärger Luft.

„Eigentlich hast du recht“, bekannte Xiaotong verbittert.

„Ohne uns keine Kohle und ohne unsere Kohle kein einziger Yuan Umsatz. Aber du weißt selbst, wie die Dinge hier sind. Für uns gibt es nur den Dreck und die alte Dampflok. Alle anderen, die meinen, etwas Besseres zu sein, fahren im Bus oder in den schwarz lackierten Limousinen.“

„Wenn ich später einmal reich bin, kaufe ich mir auch eines dieser schwarzen Autos“, träumte Xiang mit leuchtenden Augen und halb offenem Mund. „Am besten eines aus dem Westen, aus Japan, Amerika oder Deutschland.“ Das Leuchten in seinen Augen wurde stärker. „Dann lasse ich mich auch den ganzen Tag lang nur durch die Stadt kutschieren und schaue hinter verdunkelten Scheiben zu, wie ihr zwei Faulpelze arbeitet“, lachte er schließlich.

„Das könnte dir so passen“, schimpfte Xiaotong wie ein Rohrspatz. „Du nimmst uns entweder mit oder du arbeitest mit uns. Aber einen dritten Weg wird es nicht geben. Du kannst uns doch nicht einfach im Stich lassen.“

„Ihr kommt auch schon ohne mich klar“, verteidigte Xiang seinen kurzen Tagtraum.

„Das mag schon sein. Aber mit dir kommen wir sicher besser zurecht, als ohne dich“, erwiderte Aiguo und legte seinen Arm freundschaftlich auf Xiaotongs Schulter. „Doch jetzt lasst uns gehen, sonst fährt der verdammte Zug noch ohne uns ab.“

Sie packten ihre Sachen zusammen und eilten zum wartenden Zug. Einer nach dem anderen stiegen die Arbeiter in den Zug und setzten sich auf die harten Holzbänke. Müde Köpfe lehnten sich an Wände und Fenster, bis der ruckelnde Zug sie bei der Abfahrt unsanft weckte.

„Wie geht es Fang?“, fragte Xiaotong, nachdem sie einige Zeit schweigend aus dem Fenster gesehen hatten.

„Sie macht ihrem Namen alle Ehre und riecht von Tag zu Tag besser“, erzählte Aiguo, ohne seinen Blick von der kahlen, schmutzig braunen Landschaft zu lösen, die langsam an ihnen vorbeizog. „Aber seit sie aus dem Krankenhaus zurück ist, geht es ihr von Tag zu Tag schlechter.“

„Kaufst du ihr keine Medizin mehr?“, wollte Xiang wissen.

„Ich kaufe ihr so viel Medizin, wie ich kann. Aber es ist alles so teuer“, bekannte Aiguo traurig. „Ich könnte das Doppelte verdienen und wir hätten immer noch nicht genügend Geld, um im Krankenhaus die Operation für sie zu bezahlen.“

Die Falten in Xiaotongs Gesicht wurden tiefer. „Was ist mit deiner Familie? Kannst du bei ihr Geld borgen?“

Resigniert schüttelte Aiguo den Kopf. „Sie können nicht helfen. Sie haben selbst kaum genug zum Leben und selbst, wenn sie helfen könnten, wüsste ich nicht, ob sie es tun würden.“

„Aber warum nicht? Sie ist immerhin deine Frau und das schon seit vielen Jahren“, rebellierte Xiang gegen das soeben Gehörte.

„Ja, sie ist schon seit Jahren meine Frau, und wenn ich darüber nachdenke, liebe ich sie von Jahr zu Jahr mehr. Aber meine Familie liebt Fang nicht. Meine Eltern nehmen ihr übel, dass sie ihnen noch immer keinen Enkelsohn geboren hat und jetzt ist es wahrscheinlich zu spät, weil sie den Tumor in ihrem Kopf gefunden haben.“

„Deine Eltern sind grausam“, wandte Xiaotong sich angewidert ab. „Sie denken nur an sich selbst. Sie sollten auch mal an andere denken, an Fang zum Beispiel.“

Schwarzer, giftiger Rauch stieg aus den Schornsteinen einer der Metallschmelzen auf, als der Zug sie passierte. Für einen Moment löste Aiguo seinen Blick von der Schmelze und wandte sich den Freunden zu. „Das tun sie doch. Sie denken den ganzen Tag darüber nach, was andere wohl über sie sagen und denken werden, weil ich nun schon seit sieben Jahren mit Fang verheiratet bin und sie noch immer keine richtigen Großeltern sind. Nur deshalb machen sie Fang die ganze Zeit Vorwürfe.“

„Eines Tages werden sie Fang mit ihrem dummen Gerede noch ins Grab bringen“, warnte Xiaotong.

„Sie haben es schon längst getan“, erwiderte Aiguo kalt. „Schon vor Jahren haben sie ihre Herzen verschlossen und Fangs Herz damit gebrochen. Jetzt wartet sie nur noch auf ihren Tod.“

Xiang war entsetzt. „Du meinst, sie will wirklich nicht mehr leben?“

Aiguo schüttelte traurig den Kopf. „Fang wartet nur noch auf ihren Tod. Sie weiß, er wird sie erlösen. Angst vor ihm hat sie schon lange nicht mehr. Nur, dass ich anschließend nicht mehr bei ihr sein kann, das macht sie traurig. Nur das hält sie noch am Leben.“

* * *

Sharifas Puls raste. In immer schnellerer Folge klatschte ihre Hand auf die weiche Kinderhaut. Doch so sehr sie auch schlug, das kleine Kind in ihrer Hand schrie und zappelte nicht. Wie ein lebloser Fleischklumpen hing es an ihren Händen.

„Nein, bitte nicht“, stammelte Sharifa, dann nahm ihr der Arzt das Kind schnell aus den Händen.

Er legte es auf den hölzernen Tisch, der von einem dünnen, ausgebleichten Tuch bedeckt war, steckte sich die beiden Enden seines Stethoskops ins Ohr und tastete mit dem Brustkopf über den Körper des Neugeborenen. Auch sein Blick verhieß nichts Gutes.

Lange tastete er und horchte, dann nahm er die Ohrbügel heraus und hängte sie um den Hals. Als er auf die ihn umgebenden Schwestern schaute, vermochte keine seinem Blick lange standzuhalten.

„Wir haben es auch verloren“, sagte er traurig. „Wir haben die Mutter verloren und das Kind dazu.“ Er blickte kurz auf. Wut und Verärgerung machten sich in seinem Gesicht bemerkbar. „Es ist wie immer. Der Weg zu unserem Krankenhaus ist zu weit, und wenn sie es endlich geschafft haben, ist es zu spät und wir haben nicht einmal die Spur einer Chance.“

Seine Hand glitt langsam auf Sharifas Schulter nieder, die sich neben dem Tisch auf einen Stuhl gesetzt hatte und das Gesicht nun hinter ihren Händen verbarg. „Es ist nicht unsere Schuld, Sharifa, deine schon gar nicht. Wir konnten ihr nicht mehr helfen. Ihr nicht und dem Kind auch nicht. Wir haben getan, was wir konnten, und du hast dir am allerwenigsten einen Vorwurf zu machen.“

„Das sagst du immer, Kani.“ Mühsam brachte Sharifa die Worte hinter ihren Händen hervor.

„Weil es die Wahrheit ist, auch wenn es eine sehr traurige Wahrheit ist“, erklärte der Arzt ruhig.

„Das ist deine Wahrheit, Kani. Meine Wahrheit ist eine andere“, rebellierte Sharifa gegen die Worte ihres Vorgesetzten. „Wir kommen nicht nur einmal zu spät. Wir kommen immer wieder zu spät – nicht nur heute, Kani. Wir verlieren den Kampf gegen die Zeit viel zu oft.“

„Du hast recht, die Regierung müsste mehr Krankenhäuser bauen. Vor allem hier draußen in den entlegenen Teilen des Landes“, stimmte Kani ihr vorsichtig zu.

„Warum bauen sie die modernen Krankenhäuser nur in den großen Städten. Warum nur in der Hauptstadt? Warum nicht auch hier?“

„Die Regierung hat nicht genug Geld“, mahnte der Arzt. „Du weißt, wie schwierig es ist, selbst die notwendigsten Dinge für unser kleines Hospital zu bekommen.“

„Geld für Waffen und die Milizen haben sie genug“, schimpfte Sharifa aufgebracht. „Warum haben sie dann nicht auch Geld für die Armen und Kranken? Warum, Kani? Warum bekommen wir nur Ausrüstung, wenn Militärkolonnen durchs Land ziehen und uns einer der Militärärzte etwas von den Dingen dalässt, die er selbst im Überfluss hat? Warum, Kani? Warum nur dann?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete der Arzt und zuckte hilflos mit den Schultern. „Ich weiß es wirklich nicht. Ich weiß nur, dass wir beide an dieser Situation nicht viel ändern können. Wir tun ohnehin schon, was wir tun können. Wir behandeln die Patienten, die zu uns kommen, sobald die Sonne aufgeht und du weißt, es gibt viele Tage, da sind wir nach Sonnenuntergang immer noch nicht mit unserer Arbeit fertig.“

„Ich weiß, Kani. Ich weiß, dass wir beide kaum mehr tun können, als wir ohnehin schon tun“, bestätigte Sharifa ruhig. „Aber die Regierung könnte mehr tun. Sie kann die Steuern für die Reichen erhöhen und uns und den anderen Krankenhäusern etwas von dem vielen Geld geben. Ich will es ja nicht für mich. Ich will es nur für das Hospital.“

„Sie haben die Steuern erst im letzten Jahr erhöht“, erinnerte sich Kani verbittert. „Aber

gebracht hat es nichts, zumindest uns nicht. Die Steuern wurden erhöht, aber unser Krankenhaus bekommt von der Regierung noch weniger Geld als im Vorjahr.“

„Ach, Kani, das sind doch alles nur billige Ausreden“, schimpfte Sharifa. „Du weißt, dass die Reichen sich einen Teufel um das scheren, was die Regierung von ihnen fordert. Sie bestechen ein paar korrupte Beamte in der Verwaltung. Das kostet sie weniger als nichts und mit dem ersparten Geld fliegen sie anschließend lieber zum Shoppen ins Ausland als hier bei uns Steuern zu zahlen, damit Krankenhäuser wie dieses gebaut und bezahlt werden können.“

„Im Grunde hast du recht. Aber wir zwei, wir haben ganz gewiss nicht die Macht, dieses System zu brechen. Wir haben nicht einmal die Kraft, hier in diesem kleinen Krankenhaus etwas zum Besseren zu wenden“, sagte Kani niedergeschlagen.

„Unser Krankenhaus ist nur noch ein Sterbehaus, Kani“, erwiderte Sharifa verbittert. „Wie viele Leute müssen wir wieder wegschicken, weil wir ihnen nicht helfen können. Wir weisen sie nicht ab, aber wirklich helfen können wir ihnen auch nicht. Es sind viele, Kani. Wenn du mich fragst, viel zu viele.“

„Wir können aber auch nicht einfach aufgeben“, mahnte der Arzt. „Wenn wir beide aufgeben, Sharifa, wer hilft dann den Leuten da draußen noch? Die Reichen werden es ganz bestimmt nicht tun. Die haben garantiert anderes im Sinn.“

„Kani, ich will helfen, ja, das will ich. Ich will aber auch nicht Tag für Tag aufstehen und erleben, wie hilflos ich im Grunde bin.“ Ihre ausgestreckte Hand wies auf den Tisch mit dem Körper des toten Kindes. „Wenn ich selbst die letzte Nacht nicht überlebt hätte, wäre mir das heute alles erspart geblieben. Und nun sag selbst: Hätte ich etwas verpasst? Hätte ich wirklich etwas verpasst, wenn mir dieser Anblick heute erspart geblieben wäre?“

* * *

Das Büro der 'Lebensagentur' lag im Zentrum der Stadt. Man hatte es in einem der vornehmsten Viertel gebaut. Der Eingang zur U-Bahn war direkt vor dem Haus und sternförmig verliefen von hier die Boulevards in alle Richtungen.

Für die Agentur besonders wichtig war jener, der zum Flughafen führte. Tag für Tag trafen Repräsentanten aus allen Teilen der Welt hier ein, besonders dann, wenn es darum ging, die neuen Verträge auszuhandeln und zu unterschreiben. Die Zentrale glich an jenen Tagen immer einem kleinen Bienenschwarm und auf den Fluren und in den Konferenzräumen und Vorzimmern herrschte ein reges Treiben.

Im obersten Stockwerk des schlanken, mit spiegelndem Glas verzierten Gebäudes blickte der Agenturleiter vom Fenster aus auf das geschäftige Treiben auf der Straße tief unter sich. Menschen, Autos, Busse, selbst die meisten Häuser wirkten von hier oben klein und unscheinbar.

Alles wirkte so vertraut und beständig. Eine feine, unsichtbare Ordnung schien eine Welt zu steuern, die sich in immer schnelleren Kreisen nur noch um sich selbst drehte.

Zufrieden mit sich und dem, was er über Jahre hinweg aufgebaut und geschaffen hatte, trat Herr Gott langsam vom Fenster zurück. Die schon recht tief stehende Sonne umstrahlte seinen schlanken, hochgewachsenen Körper wie eine aus sich heraus leuchtende Kugel.

Ein freundliches, mildes Lächeln umspielte seine Lippen, als er sich den im Raum anwesenden Regionalleitern zuwandte. „Nun, meine Herren, ich hoffe, Sie haben den weiten Weg in die Zentrale nicht gemacht, um mir schlechte Nachrichten zu bringen. Schlechte Nachrichten hatte ich in der letzten Zeit mehr als genug. Ein bisschen 'Business as usual' wäre jetzt genau das Richtige für mich.“ Sein ausgestreckter Arm wies auf den in der Mitte des Raumes stehenden Konferenztisch. „Aber bitte, nehmen Sie doch erst einmal Platz.“

Die versammelten Männer gingen an den Tisch und nahmen ihre Plätze ein. Nur einer blieb leer.

„Was ist mit dem Kollegen Raffael?“, fragte Herr Gott verwundert, als er sah, dass der für die USA zuständige Bereichsleiter der Konferenz ferngeblieben war. „Hat er keine Einladung bekommen?“

„Wie alle anderen auch hat Raffael seine Einladung bereits vorgestern über unser agentureigenes Kommunikationssystem erhalten“, berichtete Herr Ezechiel, der persönliche Referent des Agenturleiters. „Er hat sich auch sogleich zu uns auf den Weg gemacht. Aber seit die Amerikaner als Reaktion auf verschiedene Terrorangriffe ihre Sicherheitskontrollen an den Grenzen und Flughäfen massiv verschärft haben, muss bei Raffaels Dienstreisen leider immer mit unvorhersehbaren Verzögerungen gerechnet werden.“

Herr Gott biss sich nachdenklich auf die Unterlippe. „Das ist ärgerlich, mehr als ärgerlich.“ Einen Moment zögerte er, dann wandte er sich wieder an seinen persönlichen Referenten. „Können Sie abschätzen, wie lange es noch dauern wird? Haben wir eine ungefähre Vorstellung davon, wann Raffael zu uns stoßen kann?“

Der persönliche Referent verzog das Gesicht, als habe er eine Portion giftiger Pilze gegessen. „Bedaure, das ist gerade in Raffaels Fall nicht möglich. Wenn er wie der Kollege Uriel aus China anreisen würde, dann könnte man davon ausgehen, dass er sich um mindestens zwei Stunden verspäten wird, weil das Stempeln der vielen Formulare für die Ausreise so viel Zeit in Anspruch nimmt. Wenn er wie der Kollege Gabriel aus Rom kommen würde, müsste man die zu erwartende Verspätung schon auf eine halbe Ewigkeit ansetzen, weil das Personal am Flughafen streikt oder der Zoll wieder mal Dienst nach Vorschrift macht und die Pässe besonders gründlich kontrolliert. Aber da Raffael, wie wir alle wissen, aus den USA zu uns kommen wird, ist zu befürchten, dass es mindestens doppelt so lange dauern wird.“

„Doppelt so lange? Zweimal eine halbe Ewigkeit?“, wiederholte Herr Gott entsetzt die ihm gerade vorgelegte Prognose. „Das ist zu viel. So lange können wir nicht warten“, entschied er kurzerhand. „Wir fangen schon mal ohne den Kollegen Raffael an. Er wird zu uns stoßen, sobald er hier eintrifft.“ Mit der rechten Hand wies er kurz auf eine Mappe mit Dokumenten, die jeder vor sich auf dem Tisch liegen hatte. „Das sind die heutigen Gerichtsakten. Es waren zum Glück nicht allzu viele Fälle zu verhandeln und die Vergehen bewegten sich im normalen Rahmen. Naja, meine Herren, ich denke, Sie wissen, was ich meine: Mord, Totschlag, einige Vergewaltigungen, recht viele Ehebrüche, unzählige Lügen und dann die ganzen Betrügereien sowie die leichten und schweren Vergehen im Geschäftsleben.“

Herr Gabriel hatte interessiert den Aktendeckel geöffnet und ein wenig in den Unterlagen geblättert. „Und das Strafmaß bleibt auch weiterhin so niedrig?“, fragte er verwundert. „Trotz der vielen Vergehen?“

Herr Gott räusperte sich kurz. Man sah ihm an, dass ihm die Frage ein wenig peinlich und unangenehm war. „Ich kann leider nicht gut über meinen Schatten springen“, gab er unumwunden zu. „Wir haben zwar verlauten lassen, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in den Himmel kommt, aber ich habe trotzdem in den meisten Fällen Gnade vor Recht ergehen lassen und das Strafmaß sehr niedrig angesetzt.“

„In den meisten Fällen? So weit ich das auf die Schnelle aus den Akten erkennen kann, gab es heute wieder nur Freisprüche und das gefällt mir sehr gut“, merkte Herr Michael zufrieden an.

„Du hast schon immer auf der Seite der Menschen gestanden“, ärgerte sich der Kollege Uriel auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches. „Ich hingegen plädiere schon lange für ein etwas härteres Durchgreifen. Den Menschen muss endlich mal ein Licht aufgehen.“

„Meine Herren, nicht schon wieder diese alte Diskussion. Die hatten wir nun schon oft genug hier in diesem Raum“, beendete Herr Gott rigoros mit einem Machtwort die Debatte, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte. „Meine Entscheidung steht und was ich gesagt habe, das gilt. Sie wissen, ich habe zwar vor etlichen Jahren auch mal für einige Zeit als Mensch gelebt, aber diese durch und durch menschliche Schwäche, einmal gefällte Grundsatzentscheidungen immer wieder infrage zu stellen, werden Sie bei mir nicht finden. Mein Wort gilt und es gilt heute genauso wie morgen. Und wenn ich mich dazu entschieße, mit diesem reichen und steinreichen Gesinde Gnade zu haben, ist es nicht an Ihnen, diese Entscheidung erneut infrage zu stellen.“

„So war der Einwand vom Kollegen Uriel auch ganz sicher nicht gemeint“, beeilte sich Ezechiel zu versichern. „Trotzdem haben wir jetzt ein Problem: Weil wir einige der Reichen in den Himmel vorgelassen haben, müssen wir jetzt nur noch dafür sorgen, dass wir dieses Kamel

auch durch das verflixte Nadelöhr bekommen, ansonsten leidet unsere Glaubwürdigkeit.“

„Das dürfte schwierig werden“, wagte Gabriel eine erste Prognose.

„Meine Herren, lassen Sie das mal meine Sorge sein“, erstickte Herr Gott auch diese Diskussion schon im Ansatz. „Lassen Sie uns lieber über unser dringenderes Problem sprechen. In der nächsten Woche stehen wieder viele Verträge zur Verlängerung an und ich möchte, dass wir unserem Firmennamen 'Lebensagentur' alle Ehre machen und wieder viele Abschlüsse vorzuweisen haben.“ Er blickte erwartungsvoll in die Runde. „Wie sieht es aus? Wie weit sind Sie mit Ihren Sondierungen gekommen? Wie viele Vorabschlüsse haben wir schon in der Tasche?“

„In Asien sieht es ganz gut aus“, meldete sich Herr Uriel als Erster zu Wort. „Ich habe bislang nur mit den Reichen und Wohlhabenden gesprochen, weil sie in den vergangenen Jahren der mit Abstand schwierigste Teil unserer Kundschaft waren, aber alles in allem sieht es recht gut aus. Die meisten haben den Vorvertrag bereits unterschrieben und selbst die, die noch nicht unterschrieben haben, sind sich im Grunde schon darüber klar, dass sie verlängern wollen. Ihnen geht es nur noch um einzelne Details in den Vertragsbedingungen.“

„In Europa ist die Lage ähnlich“, berichtete Herr Gabriel aus seinem Bereich. „Das Murren in der Mittel- und Unterschicht wird zwar beständig größer, aber ich denke, das hat nicht viel zu bedeuten.“

Geziert hob Herr Gott die Braue über dem rechten Auge an. „Sie sagen, das Murren wird stärker, Herr Gabriel? Und das ausgerechnet in Ihrem Bereich, in Europa? Dem Teil der Welt, dem es immer noch am besten geht?“

Herr Gabriel nickte. „Also, ich würde dieses Murren nicht überschätzen. Aber zu behaupten, es wäre nicht da, wäre gelogen. Unter der Oberfläche gärt es. Noch vor einigen Jahren waren die Gesellschaften in Europa sehr homogen. Die Schichten zwischen den einzelnen Klassen waren im Westen noch vergleichsweise durchlässig und die Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppierungen noch nicht sehr groß. Wer sich anstregte, wer fleißig war und aus sich und seinem Leben etwas machte, der konnte es durchaus schaffen. Das geht heute nicht mehr so leicht. Sie wissen, die Reichen haben die Politik längst gekauft und auf einen unentschlossenen Politiker kommen mindestens drei Lobbyisten, die ihm tagein und tagaus in den Ohren liegen und ihm sagen, was er zu tun hat. Im Osten war die Situation schon immer anders. Da hatten über Jahrzehnte hinweg alle mehr oder weniger nichts und nur die Bonzen aus der Partei lebten auf einem anderen Stern. Heute sind die Zustände auch hier anders und die Gesellschaften fallen immer weiter auseinander. Einige haben immer noch nichts, die Masse hat ein wenig mehr als früher und die reichen Oligarchen leben immer noch in ihrer eigenen Welt.“

„Ich weiß, die Zustände werden langsam unhaltbar, und wenn die Mächtigen in der alten Welt nicht aufpassen, erleben sie bald so etwas wie eine Neuauflage der Französischen Revolution“, plagten Herrn Gott erste dunkle Vorahnungen.

„Die moderne Marie Antoinette ist bereits gefunden“, warnte Herr Gabriel.

„Wie meinen Sie das? Was genau ist passiert?“, fragte Herr Gott beunruhigt.

„Eine junge Dame aus dem französischen Geldadel soll kürzlich in Paris einem Clochard geraten haben, zur Bank zu gehen, wenn er am Automaten kein Geld mehr ziehen kann.“

„Das ist unerhört“, empörte sich Herr Uriel. „Das sind Zustände wie bei uns in China. Hat sie das wirklich so gesagt?“

Herr Gabriel schüttelte entschieden den Kopf. „Sie hat es ebenso wenig gesagt, wie Marie Antoinette den Parisern vor zweihundert Jahren geraten hat, Kuchen zu essen, wenn sie kein Brot hätten. Aber das Volk glaubt trotzdem, dass die Worte so und nicht anders gefallen sind. Es ist wie damals im Vorfeld der Französischen Revolution. Ich denke, wir sollten die Lage auf jeden Fall ernst nehmen und aufmerksam beobachten.“

„Das sollten wir in der Tat“, bestätigte Herr Gott den Vorschlag seines europäischen Bereichsleiters. „Schade, dass Raffael noch nicht da ist, um uns detailliert über die Situation in den Vereinigten Staaten zu unterrichten. Wenn die Zustände sich dort ähnlich zuspitzen, müssen wir handeln, bevor es zu spät ist.“ Er wandte sich an den für den afrikanischen Raum zuständigen Regionalleiter. „Michael, wie ernst ist die Situation in Afrika? Wie sieht es dort aus?“

„Bedrohlich ist die Situation noch nicht, aber Grund, die Hände in den Schoß zu legen, haben wir auch nicht. Wenn ich die Lage in einem passenden Bild umschreiben sollte, würde ich sagen, die Herde blökt gewaltig und die Schafe beginnen immer lauter zu meckern. Aber noch folgen sie ihrem Hirten.“

Die Falten auf der Stirn des Agenturleiters wurden tiefer. „Uriel, wie ist die Lage in Asien? Was machen die Armen in Indien und China?“

„Sie werden langsam unruhig. Das ist in der Tat kaum zu übersehen“, bestätigte auch Herr Uriel unumwunden die gefährliche Entwicklung, von der auch die anderen Regionalleiter bereits berichtet hatten. „Allerdings ist die Richtung ihres Protests in Asien eine andere. Der Zorn des einfachen Volkes richtet sich bislang in erster Linie nur gegen die Regierungen. Vor allem die chinesische schwitzt und hat mehr Angst vor dem eigenen Volk als vor Amerika und Russland zusammen. Unsere Agentur ist bis jetzt zum Glück noch nicht zum Ziel diverser Attacken und Beschimpfungen geworden. Deshalb sehe ich für die in der nächsten Woche neu abzuschließenden Verträge keine Gefahr.“

„Möge die Wahrheit mit Ihnen sein, Uriel“, sagte Herr Gott mit einer Stimme, die schwächer und brüchiger klang als in den Minuten zuvor. „Aber wenn sie es nicht ist, haben wir schon bald alle ein gewaltiges Problem.“

* * *

Verärgert legte Alexander Parker beim Abendessen den Löffel zur Seite und tupfte sich mit der Serviette den Mund ab. „Ist unsere Marla verliebt oder warum ist die Suppe heute so versalzen?“

„Ich finde, die Suppe schmeckt wie immer“, hatte seine Frau Mühe, die Aufregung ihres Mannes nachzuvollziehen.

„Charlotte, wenn ich sage, die Suppe ist versalzen, dann ist sie versalzen und anstatt mir zu widersprechen, solltest du lieber in die Küche eilen und dafür sorgen, dass in deinem Haushalt wieder Ordnung herrscht“, entgegnete ihr Mann unwillig.

„Du willst mich allen Ernstes in die Küche schicken?“, fragte Charlotte Parker irritiert. „Das ist nicht dein Ernst, Alexander.“

„Wenn du nicht selbst in die Küche gehen willst, dann lässt du eben William kommen und ihn dafür sorgen, dass hier im Haus die Dinge endlich wieder so laufen, wie es sich gehört.“ Alexander Parker drehte sich leicht um und gab dem hinter ihm an der Türe wartenden Dienstmädchen ein Zeichen. „Räumen Sie die Teller ab und dann bringen Sie uns den Hauptgang. Ich hoffe, wenigstens der ist heute zu genießen. Nicht genug damit, dass ich in der Firma heute einen anstrengenden Tag hatte, muss mir Marla am Abend auch noch die Suppe versalzen.“

„Aber die Suppe ist nicht versalzen, Dad!“, meldete sich Noah schüchtern zu Wort.

„Woher willst ausgerechnet du Dreikäsehoch das beurteilen können?“, fragte Alexander Parker gereizt. „Hast du inzwischen kochen gelernt?“

„Marla und ich haben die Suppe heute zusammen vorbereitet“, verkündete der Junge stolz. „Auch die Kartoffeln haben wir heute zusammen geschält.“

„Du hast dich den halben Tag in der Küche herumgetrieben?“, fragte Alexander Parker schockiert und wandte sich an seine Frau. „Charlotte, wie kann das sein?“

„Mich darfst du das nicht fragen“, wies seine Frau jede Verantwortung sofort von sich. „Ich habe den Nachmittag im Museum verbracht. Dort ist heute der neue Rembrandt vorgestellt worden, den der Direktor dank unserer großzügigen Spende endlich kaufen konnte.“

„Ach ja, das hatte ich ganz vergessen“, erinnerte sich Alexander Parker. „Teddy Manson hat mir zwar vor Wochen auch eine Einladung zukommen lassen, aber ich musste ihm absagen. Für so unwichtige Dinge habe ich einfach keine Zeit. Insofern war es gut, dass wenigstens du da warst und die Firma angemessen vertreten hast. Es ist wichtig, dass die Welt mitbekommt, wem allein sie es zu verdanken hat, dass dieses außergewöhnliche Bild nun in unserer Stadt beheimatet

ist. Fürs Geschäft ist diese Art von Publicity von unschätzbarem Wert.“ Er sah seine Frau eindringlich an. „Teddy Manson hat hoffentlich ausreichend darauf hingewiesen, wem er seinen Kauf überhaupt zu verdanken hat?“

„Oh ja, das hat er“, versicherte Charlotte schnell. Er hat unsere Firma immer wieder erwähnt und mindestens dreimal betont, wie schade es sei, dass du nicht selbst zur Einweihung des neuen Rembrandtraums kommen konntest.“

Alexander Parker strahlte zufrieden. „Das höre ich gerne. War mein alter Freund Tony Young auch zugegen?“

Charlotte Parker schüttelte den Kopf. „Nein, diese Blöße hat er sich nicht gegeben. Ich habe weder ihn selbst noch irgendjemand aus seiner Familie oder einen seiner leitenden Angestellten im Museum gesehen.“

„Das ist für diesen alten Galgenvogel mal wieder typisch“, kommentierte Alexander Parker zufrieden den Bericht seiner Frau. „Intellektuell hat Tony nichts auf der Pfanne und finanziell hat er nicht annähernd unsere Kragenweite. Das sind genug Gründe, um sich an einem Tag wie dem heutigen, wo allein wir als Kunstkenner und Sponsoren im Mittelpunkt stehen, nicht im Museum sehen zu lassen.“

„Weil du heute nicht dabei sein konntest, hat Teddy Manson angeboten, dir und mir im Museum einen privaten Vortrag zur Entstehungsgeschichte des neuen Gemäldes zu halten.“

„Er sucht nach einem geeigneten Weg, mir seine lange Wunschliste zu überreichen“, lachte Alexander Parker vergnügt auf. „Nur deshalb will er sich mit dir und mir allein im Museum treffen. Dann kann er dezent auf die vielen leeren Stellen an den Wänden deuten und ganz nebenbei anklingen lassen, dass hier ein Picasso und dort ein van Gogh hervorragend wirken würden.“

„Du willst nicht dazu beitragen, die Sammlung des Museums weiter zu vergrößern?“, fragte Charlotte überrascht.

„Meine Pläne bezüglich des Museums ändern sich gerade ein wenig“, bekannte ihr Mann. „Ich frage mich, ob es für uns nicht besser ist, in der Stadt ein eigenes Museum zu bauen. Eines, das unseren Namen trägt und von allen nur mit uns und unserem Geld in Verbindung gebracht wird. Ich denke, das wird viel besser wirken und auch weitaus stärker Eindruck machen, als wenn wir immer nur den Ankauf eines neuen Gemäldes oder einer neuen Skulptur finanzieren.“

„Das ist wahr. 'Alexander Parker Museum für moderne Kunst', das klingt wirklich viel besser und nobler als 'Städtische Kunstgalerie'“, pflichtete Charlotte ihrem Mann bei.

„Ich denke, wir werden die Idee schon in Kürze umsetzen“, erklärte Alexander Parker und nickte bedächtig. „Teddy Manson, der alte Schleimer, kann von mir aus gerne das neue Museum leiten. Wichtig ist nur, dass mir Tony Young oder eine der anderen Stadtgrößen nicht zuvorkommt und die Idee vor der Nase wegschnappt.“

„Das wird sicher nicht geschehen“, glaubte Charlotte. „Die Kunst ist nicht ihre Welt und ihre Unternehmen sind nur halb so groß wie deines.“

„Da hast du sicher recht“, entgegnete ihr Mann und warf einen besorgten Blick auf seinen Sohn. „Aber wir sollten dafür sorgen, dass Noah etwas Vernünftiges lernt. Marla und die Küche sind nicht der richtige Umgang für ihn. Sprich mit William und Sorge dafür, dass Noah die wirklich wichtigen Dinge im Leben lernt.“

„Aber Kartoffeln schälen ist wichtig, Daddy“, entgegnete Noah fassungslos. „Was sollen wir essen, wenn niemand mehr unsere Kartoffeln schält?“

Alexander Parker lächelte überlegen. „Du hast recht, Noah, es ist wichtig, aber diese einfachen Arbeiten wird immer jemand für dich verrichten. Es gibt genügend Leute, die sich nach Arbeiten wie der von Marla die Finger lecken. Deshalb solltest du dich auf die wirklich wichtigen Dinge konzentrieren und tun, was andere Kinder in deinem Alter niemals werden tun können.“

„Und was ist das?“, schien Noah alles andere als überzeugt.

Alexander Parker überlegte einen Augenblick, dann hatte er eine Idee gefunden, die ihm weit besser behagte, als seinen Sohn in der Küche Kartoffeln schälen zu sehen. „Du solltest Geige spielen lernen. Ja, genau. Lerne Geige spielen.“

* * *

'Auch an Freitagen sollte in den Büros länger gearbeitet werden. Dann hat die Welt weniger Zeit zum Reiten und ich kann früher gehen', fluchte Tim genervt und blickte erneut auf die Uhr, die unbarmherzig voranschritt und all seine hochfliegenden Pläne vom Morgen zu zerstören schien.

Der Tag war heiß, die Luft stickig und die Stimmung im Stall angespannter als sonst, denn ein Turnier stand an. Ein großes, wichtiges Turnier, wie man ihm seit Tagen immer wieder versichert hatte. Nur die Besten der Besten würden dort antreten und für sie sei es eine Ehre, dass 'Godot' dort an den Start gehen durfte.

Ausgerechnet 'Godot', ausgerechnet er. Wie Tim den Hengst hasste, den alle hier so überschwänglich vergötterten, weil er die Hindernisse besser bezwang als jedes andere Pferd aus ihrem Stall. Dabei war 'Godot' für Tim nichts anderes als die vierbeinige Version all der menschlichen Drecksäcke, die er in seinem kurzen Leben bereits kennenlernen durfte.

'Charakter hat 'Godot', aber leider keinen angenehmen', klagte Tim still, als er sah, dass das Pferd aus seiner Box heraus zum Wagen geführt wurde. 'Ich werde ihn die nächsten Tage ganz gewiss nicht vermissen und die anderen Pferde vermutlich auch nicht.'

Er fragte sich einen Moment, wie 'Klinko' und all die anderen Pferde in ihren Boxen sich wohl fühlen mussten, wenn sie sahen, dass 'Godot' bei der Fütterung immer als Erster bedacht wurde, weil er die Angewohnheit hatte, ungeduldig und kräftig mit den Hufen gegen die hölzernen Seitenwände seiner Box zu schlagen, sobald der Wagen mit dem Futter in den Gang geschoben wurde.

'Jedes Pferd weiß, was es bedeutet, wenn ich den grünen Wagen mit dem Futter in den Gang rolle', überlegte Tim. 'Und sobald ich den Deckel öffne, werden alle unruhig, nicht nur 'Godot'. Aber keiner macht so viel Radau wie er. Wenn es nach mir ginge, bekäme 'Godot' grundsätzlich als Letzter sein Futter. Aber eine Extrawurst für ihn braten, würde ich nicht.'

Tim ärgerte sich, dass er inzwischen, ohne es zu wollen und ohne es verhindern zu können, Teil eines Systems war, das asoziales Verhalten, wie das von 'Godot' auch noch förderte, indem es die stillen und angepassten Pferde benachteiligte und einem notorischen Krawallmacher immer die größte Aufmerksamkeit zuteilwerden ließ.

Als die Wagen mit 'Godot' und den anderen Pferden, die zum Turnier nach Heidelberg fuhren, den Hof endlich verlassen hatten, lag eine merkwürdige Stille über dem Stall. Der Hausmeister beeilte sich, nach Hause zu kommen. Er war ohnehin schon über der Zeit. Für Tim standen noch mindestens zwei weitere Stunden an, wenn er es denn bis um sechs schaffen würde. Dann wäre er um sieben wieder daheim, könnte sich schnell umziehen und gegen halb acht bei den Freunden aufschlagen. Das würde knapp, aber gerade noch reichen. Es durfte nur nichts mehr dazwischen kommen.

Als gegen fünf ein dicker Mercedes vor dem Haus hielt und Herr Fiebig mit zwei Geschäftsfreunden der Limousine entstieg, ahnte Tim sogleich, dass der Abend anders verlaufen könnte, als ursprünglich geplant.

Zunächst zeigte der Besitzer seinen Gästen mit stolz geschwellter Brust die Anlage, dann gab er die Anweisung, 'Klinko' und zwei weitere Pferde zum Ausritt zu satteln.

Tim brauchte gar nicht erst auf die Uhr zu schauen. Er wusste, dass der unerwartete Ausritt mindestens eine Stunde dauern würde und ihm der Plan für die Gestaltung des eigenen Feierabends gerade wie Sand durch die Finger rieselte.

* * *

Die alte Dampflok schnaufte, nachdem der Zug im Bahnhof der Stadt endlich zum Stehen gekommen war. Noch auf dem Bahnsteig trennte sich Aiguo von seinen Kollegen. Er hatte es

eilig, denn er wollte schnell noch einige Besorgungen machen und zu Hause wartete seine kranke Frau.

Auf dem Markt nahe dem Bahnhof hätte er gerne noch etwas mehr eingekauft. Doch die Preise waren wieder gestiegen und das Geld, das er hatte, reichte gerade für das Allernötigste.

'Wenn ich etwas mehr verdienen würde, könnte ich Fleisch kaufen und Fang eine kräftige Suppe kochen', dachte er traurig, als er die Stände der Metzger passierte und auf das rot schimmernde, frisch geschlachtete Fleisch sah.

So reichte es wieder nur für Brot, Gemüse und ein wenig frisches Obst. Wie einen kleinen Schatz trug er die dünne, durchsichtige Plastiktüte anschließend nach Hause. Aiguo war glücklich über seine Käufe, denn er hatte noch recht viel für sein Geld bekommen. Trotzdem war es ein beklemmendes Gefühl, mit nur einer kleinen Tüte nach Hause zu gehen, während ihm Frauen und Männer entgegenkamen, die zumindest in beiden Händen eine oder mehrere Tüten trugen.

'Ein jeder kann sehen, wie wenig ich für Fang gekauft habe und ich kann genau sehen, wie viel mehr die anderen vom Markt mit nach Hause nehmen', machte er sich still Vorwürfe.

Der Weg nach Haus war nicht allzu lang. Doch heute kam er ihm länger vor als an anderen Tagen.

'Vielleicht liegt es daran, dass die Plastiktüte so schwer ist', sagte er sich still, als er die Türe zu ihrer Wohnung aufschloss. Schummriges Licht und ein leises Stöhnen aus dem Schlafzimmer empfingen ihn im Innern der Wohnung.

Hastig hingte Aiguo seine Mütze an den Haken und stellte seine Tasche und die Tüte vom Markt in der kleinen Küche auf dem Boden ab. „Geht es dir nicht gut, Fang?“

Schweigen und ein schweres Atmen war die Antwort, die er auf seine Frage erhielt.

Ängstlich blickte Aiguo durch die Tür zu ihrem Schlaf- und Wohnraum. Er sah die Schwäche im Gesicht seiner Frau, doch ihre Augen leuchteten. Vorsichtig beugte er sich zu ihr hinab und seine Sorge wurde stärker. „Geht es dir gut, Fang?“

„Ich bin froh, dass du da bist“, antwortete sie endlich mit schwacher Stimme.

„Nach der Arbeit war ich noch auf dem Markt. Ich habe dir etwas Obst und frisches Gemüse mitgebracht.“ Aiguo verzichtete darauf, seine Frage noch einmal zu stellen. Er kannte die Antwort, auch ohne dass Fang ihm ihr Leid geklagt hatte.

„War es wieder gefährlich im Bergwerk?“ Mit Mühe richtete Fang ihren Oberkörper im Bett etwas auf. „Ich habe wieder solche Angst um dich gehabt“, bekannte sie leise.

„Du brauchst dir um mich keine Sorgen zu machen“, beschwichtigte Aiguo schnell. „Die Arbeit im Bergwerk ist gefährlich. Aber ich pass' schon auf mich auf.“

„Das haben die anderen ihren Frauen sicher auch gesagt“, vermutete Fang und sah ihren Mann traurig an. „Trotzdem ist keiner von ihnen nach Hause zurückgekommen. Ich will nicht, dass es dir genauso geht.“

„Du darfst nicht vergessen: Ich habe Xiang und Xiao-tong in meiner Gruppe. Sie sind immer um mich herum und sie helfen mir, wo sie nur können“, versicherte Aiguo verlegen. „Von Xiaotong soll ich dich übrigens ganz lieb grüßen.“

„Ich wünschte, wir könnten ihn bald wieder zum Essen zu uns einladen.“

„Er wird sicher gerne kommen. Aber zunächst musst du erst wieder ganz gesund werden. Das ist jetzt das Wichtigste für uns beide“, erwiderte Aiguo und bemühte sich verzweifelt um ein Lächeln und etwas Zuversicht.

* * *

„Was ist mit dem Vater des Kindes?“, fragte Kani nach einiger Zeit.

„Er wartet noch immer draußen vor dem Hospital. Wahrscheinlich ist er vor Angst schon halb gestorben“, antwortete Sharifa und erschrak über ihre eigenen Worte.

Der Arzt nickte und blickte auf die anderen Schwestern im Raum. „Wusste er, wie schlimm es um seine Frau stand?“

Die Schwestern schüttelten der Reihe nach den Kopf.

„Dann hofft er vermutlich noch immer. Aber einer von uns muss ihm die Wahrheit sagen“, sprach der Arzt laut aus, was alle in diesem Moment dachten.

„Sagst du es ihm, Kani? Ich kann das nicht mehr“, bat Sharifa.

Der Arzt nickte erneut und wandte sich an Schwester Afifa. „Weißt du, wer es ist?“

Sie nickte kurz und wagte anschließend den Kopf kaum zu heben.

„Dann bring mich bitte zu ihm“, entgegnete Kani und verließ Sekunden später mit Schwester Afifa den Raum.

Die Sonne stand hoch und eine drückende Hitze lag über dem Platz vor dem kleinen Hospital. Unter einem dünnen Baum, etwas abseits des alten Brunnens, hatten die Angehörigen der Patienten vor der Hitze des Tages Zuflucht genommen.

Entschlossen gingen Kani und Afifa auf die Gruppe der Wartenden zu. Ihre Schritte waren schwer. Nur zu gerne hätten beide in diesem Moment eine andere Nachricht überbracht. Unruhe kam unter den Wartenden auf, denn es kam nicht oft vor, dass der Arzt begleitet von einer Schwester zu ihnen nach draußen kam.

„Der Mann außen rechts mit dem dunkelblauen Hemd: Das ist der Vater“, flüsterte Afifa kaum hörbar, als sie den Baum fast erreicht hatten.

Kani ging direkt auf ihn zu, Afifa folgte ihm zögerlich. Der Mann sprang freudig erregt auf, als er merkte, dass der Arzt zu ihm auf dem Weg war.

„Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“, fragte er ungeduldig.

Kani und Afifa blieben die Antwort auf seine Frage zunächst schuldig. Sie nahmen ihn vorsichtig auf die Seite und redeten leise auf den Mann ein.

Auch ohne ein Wort zu verstehen, war den Menschen unter dem Baum schnell klar, dass etwas Besonderes vorgefallen sein musste, denn die breiten Schultern des Mannes sackten schon im nächsten Moment kraftlos in sich zusammen, während er die Hände schützend vor das Gesicht schlug.

„Sagen Sie mir, dass das nicht wahr ist“, flehte er Kani an. „Sagen Sie mir, dass meine Frau noch lebt und dass es noch Hoffnung gibt.“

„Ich würde Ihnen gerne eine andere Nachricht überbringen“, sagte Kani und richtete seinen wässrigen Blick in die Weite der afrikanischen Savanne. „Aber das wäre gelogen. Wir haben die Schlacht gegen den Tod heute gleich zweimal verloren. Weder Ihre Frau noch das Kind konnten wir retten.“

„Was bleibt mir dann noch?“, fragte der Mann, nachdem er sich halbwegs wieder gefangen hatte. „Sagen Sie, Doktor Kani, was soll ich jetzt tun?“

„Haben Sie noch andere Kinder?“, fragte Kani vorsichtig.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Baya und ich sind noch nicht lange verheiratet. Es ist gerade mal ein Jahr her, dass ich sie zu mir in meine Hütte geholt habe.“

Kani musterte den Mann eingehend. Er war noch jung, viel jünger als er zunächst gedacht hatte. „Ich weiß, dass Sie heute viel verloren haben. Aber Sie sind noch jung. Sie werden eine neue Frau finden und mit ihr Kinder haben“, versuchte er ihm etwas Hoffnung zu schenken.

„Herr Doktor, Sie kannten Baya nicht“, widersprach der Mann leise. „Sie war anders als andere Frauen. Für Sie geht das Leben morgen weiter. Aber ich, ich habe alles verloren. Baya war alles, was ich hatte. Ohne sie ist nicht nur meine Hütte leer, mein Leben ist es auch.“

„Ich kann Ihren Schmerz gut verstehen“, sagte Kani und legte seine Hand vorsichtig auf die Schulter des Mannes. „Es ist immer schwer, wenn man jemanden verliert, den man sehr geliebt hat.“

Kani wollte noch etwas sagen, doch seine Zunge blieb starr und unbeweglich. Sie weigerte sich auszusprechen, was nicht auszusprechen war und eine Hoffnung zu verkünden, an die er selbst nicht mehr glaubte.

„Wissen Sie, was komisch ist, Doktor?“, sagte der Mann nach einiger Zeit.

Kani schüttelte verlegen den Kopf.

„Erst gestern war ein Repräsentant der Lebensagentur bei mir. Er hat mir angeboten, meinen

Vertrag zu verlängern.“ Der Mann blickte einen Moment auf. Er sah Kani an und sah im gleichen Moment einfach durch ihn hindurch. „Ich wollte es tun. Ich wollte es wirklich tun. Es ist kaum zu glauben, aber ich wollte diesen verdammten Vertrag tatsächlich verlängern. Die Anzahlung habe ich ihm sogar schon gegeben. Aber der Fremde hat mich betrogen. Er hat mir nicht sagen wollen, dass Bayas Vertrag heute auslaufen würde. Gewusst hat er es ganz sicher, aber er wollte sich das Geschäft nicht vermässeln. Deshalb hat er immer geschwiegen, wenn ich ihn nach Bayas Vertrag oder dem des Kindes gefragt habe. Nur deshalb.“

„Die Leute der Lebensagentur sind nicht berechtigt, Details über fremde Verträge weiterzugeben“, gab Kani vorsichtig zu bedenken. „Sie bekommen eine Menge Ärger mit dem Datenschutzbeauftragten der Regierung, wenn sie es tun.“

„Ich pfeif' was auf den Datenschutz und den Beauftragten der Regierung“, erklärte der junge Mann verbittert. Sein Fuß drehte sich über dem staubigen Sand unter den Sohlen seiner abgenutzten Schuhe. „Ich will nicht leben, weil die Sonne hier jeden Tag so heiß vom Himmel herabscheint. Ich will auch nicht leben, weil hier das Gras unter unseren Füßen so üppig wächst“, sagte er verbittert. „Baya war der Grund, warum ich weiterleben wollte. Baya ganz allein. Jetzt ist sie fort und jetzt sagen Sie mir bitte, was ich hier noch soll?“

Bevor Kani etwas antworten konnte, griff der Mann in seine Tasche und holte einen Beutel mit Münzen hervor. Seine Hände schnellten vor. Sie griffen nach denen des Arztes, öffneten eine und schlossen den Beutel fest in sie ein.

„Das ist das Geld für die Verlängerung meines Vertrages. Hier, nehmen Sie es. Nehmen Sie es für sich selbst oder für Ihr Hospital, Doktor. Es ist nicht viel Geld, ich weiß, aber Sie können es sicher besser gebrauchen als ich. Jetzt, wo Baya nicht mehr lebt, brauche ich das Geld nicht mehr. Mein Vertrag endet am nächsten Freitag.“

Samstag, 7. Juli

Ein kurzes, helles Klingeln ließ Marla in der Küche einmal um die eigene Achse herumwirbeln. Mit einem Löffel holte sie das einzelne Ei aus dem kochenden Wasser, schreckte es ab und bedeckte es anschließend mit dem Eierwärmer.

„Auf die Sekunde genau vier Minuten, nicht eine Sekunde kürzer oder länger“, sagte sie zufrieden. „Genau so, wie Herr Parker es sich wünscht.“

Sie stellte die vorbereiteten Teller und die Kanne mit dem Kaffee auf das Tablett und brachte es zum Aufzug. Dann begann sie damit, Töpfe und Pfannen zu spülen und den Herd zu reinigen.

Eine gute halbe Stunde später ging sie erneut zum Aufzug und entnahm ihm das Tablett mit dem schmutzigen Geschirr. Das Ei war nur zur Hälfte gegessen worden.

„Er scheint heute Morgen mit dem falschen Bein zuerst aufgestanden zu sein“, sagte die Köchin enttäuscht zu sich selbst und brachte das Tablett wieder zurück an ihren Arbeitsplatz. Dort entsorgte sie das Ei und die Reste des Frühstücks, stellte die Butter in den Kühlschrank und machte sich daran, das benutzte Geschirr zu spülen.

Sie hatte diese Arbeiten gerade abgeschlossen und wollte dazu übergehen, den Speiseplan für die neue Woche zu entwickeln und die Liste mit den benötigten Lebensmitteln und Zutaten zusammenzustellen, als William unvermittelt vor ihr stand.

„Sag mir nicht, dass du noch Hunger hast und ein weiteres Brötchen von mir willst“, lachte sie ihn frech an.

Der Butler schüttelte stumm den Kopf und trat einen Schritt näher. „Marla, wir müssen reden“, sagte er nach einem recht langen Moment der Stille.

„Gerne, was hast du auf dem Herzen“, erwiderte die Köchin unbekümmert.

Einen Moment schwieg der Butler. Unruhig stieg er von einem Bein aufs andere.

„Nun sag schon, was los ist“, forderte Marla ungeduldig.

„Das Ei ...“

Die Köchin beschlich eine erste Vorahnung. „Was ist mit dem Ei, William?“

„Es war nicht so, wie Herr Parker es sich wünscht. Du weißt, dass er nur Eier zum Frühstück will, die exakt vier Minuten im Wasser kochen.“

„Genau so eines hat er heute Morgen bekommen“, verteidigte sich die Köchin.

„Herr Parker sagt, das Ei war zu hart. Außerdem hat er etwas dagegen, wenn sich Noah bei dir in der Küche herumtreibt.“

„Geht es jetzt um Noah oder um das Ei?“, versucht Marla etwas Ordnung in ihre Gedanken zu bringen.

„Es geht um beides“, antwortete der Butler bestimmt. „Das Ei war zu hart und Noah hat hier in der Küche nichts mehr zu suchen.“

„Aber er kommt immer von ganz alleine“, wunderte sich die Köchin. „Außerdem gefällt es ihm hier anscheinend besser als bei all seinen teuren Spielsachen.“

„Wenn er wiederkommen sollte, schickst du ihn fort“, forderte William. „Auch Frau Parker wünscht, dass der Junge die Küche nicht mehr betritt.“

„Will sie ihm jetzt das Kochen beibringen?“, erkundigte sich Marla schnippisch.

Der Butler entschloss sich die Spitze zu überhören. „Noah wird Geige spielen lernen“, sagte er ruhig und bestimmt.

„Geige?“, wiederholte die Köchin wie vor den Kopf geschlagen. „Noah will wirklich Geige lernen? Sag mal, William, willst du mir einen Bären aufbinden? Hat er dir das selbst gesagt?“

„Hier geht es nicht darum, was der Junge will oder du für ihn als gut und richtig empfindest, sondern hier geht es alleine um das, was sich Herr und Frau Parker für Noah wünschen“, erklärte der Butler kategorisch.

„Na fein, und sie wollen jetzt also einen Wolfgang Amadeus Parker aus ihm machen?“, schüttelte die Köchin verständnislos ihren Kopf.

„Sich darum zu kümmern, ist nicht deine oder meine Aufgabe, sondern die des neuen Geigenlehrers. Er wird morgen seine Arbeit aufnehmen und du, Marla, sorgst dafür, dass der Junge die Küche nicht mehr betritt“, forderte William, drehte sich auf dem Absatz um und verließ den Raum.

Marla hatte den Tag wie jeden anderen begonnen. Fröhlich und guter Dinge hatte sie sich an ihre Arbeit gemacht. Jetzt spürte sie, wie Ärger und eine ohnmächtige Wut in ihr aufstiegen und sich ihrer Gedanken zunehmend bemächtigten.

Nur mit Mühe konnte sie sich auf ihre Arbeit konzentrieren.

„Das Ei heute Morgen war in Ordnung. Es war das beste Vier-Minuten-Ei, das ich ihm je gekocht habe und aus dem Kleinen wird eher ein Sternekoch als ein Geigenvirtuose“, schimpfte sie den halben Tag lang immer wieder verärgert vor sich hin.

* * *

Zur Arbeit zu fahren, kostete Tim an diesem Morgen besonders viel Überwindung. Nicht allein, dass Samstag war und die Mehrheit seiner Freunde ausschlafen und zu Hause herumlungern konnte, verärgerte ihn. Viel schwerer wog, dass er sie am Tag zuvor gar nicht mehr gesehen hatte, weil er erst nach sieben mit seiner Arbeit fertig geworden und sie ohne ihn ins Kino gefahren waren.

Verübeln konnte er ihnen diese Entscheidung nicht. Es war abgesprochen, dass sie nur eine begrenzte Zeit lang auf ihn warten würden und in dieser Zeit war er nicht erschienen, weil Martina mit zum Turnier nach Heidelberg gefahren und die viele Arbeit im Stall an ihm allein hängen geblieben war.

„Wenigstens ist sie heute nicht da und kann ihren Unmut nicht an mir auslassen“, führte er sich die positiven Aspekte des Tages vor Augen, als er vom Rad stieg und das große Tor öffnete.

Wie in den Tagen zuvor wurde er von den Hunden bereits sehnsüchtig erwartet und gleich am Eingang freudig begrüßt.

„Wenigstens einer, der sich hier über meine Anwesenheit freut“, lachte er verbittert und strich dem ältesten Hund sanft durch das Feld. „In der Mittagspause werde ich dich heute ein wenig trainieren. Wenn du wieder so gut drauf bist wie in den letzten Tagen, dann fährst du in Zukunft zu den Turnieren und die ganzen verzogenen Springböcke bleiben hier.“

Der Stall wirkte sehr ruhig an diesem Morgen, fast schon ein wenig zu ruhig, doch Tim genoss es, seiner Arbeit nachzugehen, ohne permanent unterbrochen und für jede noch so kleine Belanglosigkeit zurechtgestaucht zu werden.

Er zählte die Boxen, sechs auf jeder Seite, dazu noch mal drei auf der anderen Seite der überdachten Torhalle und eine auf der gegenüberliegenden Seite der großen Reithalle. 16 Boxen und in keiner stand ein Pferd, das auf weniger als 10.000 Euro taxiert wurde. Die guten, schon recht weit entwickelten Pferde für die Dressur und das Springreiten erreichten locker einen sechsstelligen Wert und für Stars wie 'Godot' oder 'Nigra' waren 150.000 Euro und mehr auf den Tisch zu legen.

'Das muss man sich erst einmal leisten können', überlegte Tim, während er in der Mittagszeit still durch die Anlage schlenderte. 'Dazu die große überdachte Reithalle. Viele Vereine wären froh, wenn sie über so eine große Halle verfügen würden. Hier hat sie eine Familie ganz für sich allein. Draußen gibt es noch den großen Dressur- und Springplatz und auf dem Hügel im Osten der Anlage die große Koppel. Alles in allem ein Vermögen', befand Tim anerkennend.

Dass vor dem Haus immer nur die dicken Wagen parkten und das direkt an den Stall grenzende Wohnhaus nach Martinas Bericht ein eigenes Schwimmbad haben sollte, verwunderte ihn längst nicht mehr. Auch die Finanzierung dieses beeindruckenden Luxus war für Tim längst kein Buch mit sieben Siegeln mehr.

„Wenn man drei Firmen hat, in denen die Leute tagein, tagaus bis zum Umfallen für einen schufteten, und wenn man sie alle so mies bezahlt wie mich, dann bleibt am Ende viel Geld für Pferde und Schwimmbäder übrig“, war Tim sich sicher.

Neid für den Reichtum, mit dem er jeden Tag aufs Neue konfrontiert wurde, empfand er keinen. Bewunderung aber auch nicht. Im Gegenteil: Je mehr er sah und je öfter er mitbekam, wie herablassend der Umgang mit Mensch und Tier eigentlich vollzogen wurde, desto mehr schwand seine Achtung vor den Besitzern dieser Anlage.

„Dass sie Leute wie mich nicht sonderlich mögen, ist klar. Ich bin für sie nur ein Nichts. Ein Niemand, dem keiner groß Beachtung schenkt“, fasste Tim die Erfahrung der letzten Wochen für sich zusammen. „Aber auch Martina, der Hausmeister oder der Reitlehrer brauchen sich auf ihre Positionen nicht allzu viel einzubilden. Ist schon wahr: Mich können sie Tag für Tag durch die Boxen scheuchen und ihren Unwillen spüren lassen. Aber wenn der Fiebig mal wieder einen schlechten Tag hat und gerade nach einem Blitzableiter für seine miese Stimmung sucht, dann müssen auch die anderen mächtig aufpassen. Im Zweifelsfall werden sie genauso schnell entsorgt wie alle anderen auch. Keiner ist sicher hier, nicht mal die Pferde. Sicher ist nur, dass alle, die hier im Grunde nichts zu melden haben, in diesem Pferdepalast furchtbar gefährlich leben.“

* * *

Aufgeregt kam Xiang am Morgen auf Aiguo zu. Er zog ihn von den anderen Kollegen weg in eine ruhigere Ecke der Umkleide. „Hast du schon gehört? Die Kommission vom Bergbauministerium in Beijing ist da.“

„Hast du mit ihnen geredet oder woher weißt du das?“

„Der Direktor soll gestern mit ihnen essen gegangen sein. Ins beste Restaurant der Stadt hat er sie geführt. Es heißt, er habe ziemlich viel spendiert und sich nur von seiner besten Seite gezeigt“, berichtete Xiang weiter.

„Er soll die Herren von der Kommission mal lieber in unsere Stollen führen“, ärgerte sich Aiguo. „Wenn diese sogenannten Experten nicht auf beiden Augen blind wären, und ihre Ohren nicht beständig mit Wachs verstopft hätten, würden sie sehr schnell wissen, warum es bei uns immer wieder zu Unfällen kommt.“

„Der Direktor wird den Teufel tun und die Kommission in den Stollen führen“, war sich Xiang sicher.

Aiguo nickte. „Sie werden es so wie immer machen und das Unglück als einen persönlichen Fehler von uns Bergleuten darstellen. Als wenn wir einen Vorteil davon hätten, unsere eigene Sicherheit zu gefährden.“

„Aber genau so stellen sie es dar. Du weißt, der Direktor macht nie einen Fehler. Es sind immer wir, die dummen Arbeiter, die permanent alles falsch machen“, schimpfte Xiang.

„Ich hasse diese Leute, die mit unserem Leben spielen wie Kinder mit Murmeln. Für zwölf Stunden schicken sie uns in das Dunkel des Schachts, und wenn wir Glück haben, kommen wir am Ende sogar wieder lebend heraus“, ärgerte sich Aiguo maßlos.

„Wenn ich das verfluchte Geld nicht so bitter nötig hätte, keinen Tag mehr würde ich noch zur Arbeit kommen“, versicherte Xiang.

„Ihr solltet nicht so laut reden. Das ist gefährlich“, mahnte Xiaotong, der zu ihnen gekommen war und mitbekommen hatte, worüber gerade gesprochen wurde. „Der Direktor hat überall seine Spione – auch hier bei uns - und für ein paar Yuan mehr werden sie ihm sicher brühwarm erzählen, dass du wieder mächtig Unruhe stiftest und zu wilden Streiks aufrufst.“

„Ich stifte keine Unruhe und ich rufe auch ganz sicher nicht zu wilden Streiks auf“, verteidigte sich Xiang. „Ich fordere nur, dass sie sich nicht nur um die verdammte Kohle, sondern auch mal um uns und um unsere Sicherheit kümmern.“

„Träum weiter“, lachte Aiguo frech und drückte Xiang mit der rechten Hand den Helm tiefer ins Gesicht. „Was du gesagt hast, wird am Ende keinen wirklich interessieren. Sie werden dir deine Worte so lange im Mund herumdrehen, bis am Ende genau das herauskommt, was der Direktor von dir hören will. Also sei vorsichtig!“

„Keine Sorge, Aiguo, ich bin vorsichtig. Nicht nur hier oben, auch unten im Stollen. Ich habe keine Lust, einer von den dreizehn Kumpeln zu sein, die man Tag für Tag tot aus Bergwerken dieses Landes holt. Ihr zwei sicher auch nicht.“

„Ich kann mir gewiss Schöneres vorstellen“, versicherte Xiaotong. „Und ihr könnt mir glauben, wenn der Verdienst hier nicht so hoch wäre, bliebe ich nicht einen einzigen Tag länger als nötig in dieser Mine.“

„Das verfluchte Geld wird uns noch alle umbringen“, fürchtete Aiguo, während sie sich langsam zum Schacht begaben. „Es ist wahr, man verdient hier als Bergmann zwar in einem Monat so viel Geld wie in meinem Heimatdorf als Bauer in einem ganzen Jahr, trotzdem wäre ich jetzt lieber daheim auf dem Feld, wo die Sonne scheint oder der Regen fällt.“

„Wer wäre jetzt nicht lieber draußen unter freiem Himmel?“, fragte Xiaotong und stieg als Erster in den Fahrstuhl.

Rasselnd schloss sich das Gitter hinter ihnen und die Fahrt in die Tiefe begann. Aiguo hatte die Fahrt in die Dunkelheit des Berges schon oft angetreten. Er kannte ihren Schrecken und ihren Zauber. Trotzdem beschlich ihn jedes Mal ein dumpfes Gefühl, wenn sich das Gitter hinter ihrem Rücken schloss und der Fahrstuhl Sekunden später in die Tiefe sauste.

Apokalyptische Ängste und eine latente Furcht stiegen in ihm empör. Er wusste, dass die Ängste zum Teil überzogen, die grundlegende Furcht jedoch durchaus real war. Er hatte gelernt, mit ihr zu leben. Sie wirklich beherrschen konnte er nicht. Er hatte eher das Gefühl, dass die Furcht ihn beherrschte, denn immer wieder stiegen die gleichen banger Fragen in ihm auf.

'Was, wenn das Seil reißt und der Fahrstuhl unkontrolliert in die Tiefe rast? Was, wenn wir stecken bleiben und der Korb weder hochgezogen noch abgelassen werden kann? Was, wenn der Stollen sich plötzlich mit Gas füllt und wir es nicht rechtzeitig bemerken? Was, wenn Wasser in ihn eindringt und uns den Rückweg abschneidet?'

Er spürte die Ängste, wie er sie immer spürte, wenn die Enge des Fahrstuhls ihm die Gefahren seiner Arbeit im Bergwerk besonders deutlich vor Augen führte. Doch heute war das Gefühl, das diese dumpfe Furcht verbreitete, ein leicht anderes. Heute hatte er nicht nur Angst um sich selbst. Heute war die Angst um Fang stärker – viel stärker.

'Was, wenn der Direktor mich entlässt und wir uns die Miete nicht mehr leisten können? Was,

wenn Fang bald mehr Medikamente braucht? Das Geld reicht heute schon nicht, um ihr eine Behandlung im Krankenhaus zu ermöglichen. Was, wenn sie stirbt und ich morgen ohne sie dastehe? Sie sah gestern schon so schwach aus und ihr Zustand wird von Tag zu Tag schlechter.'

Das erneute Rasseln des Aufzuggitters weckte Aiguo aus seinem fiebrigen Traum. Er trat hinaus in die Dunkelheit des Gangs. Schwaches Licht leuchtete von der Decke. Der Berg war still. Nicht der Hauch eines Luftzugs drang zu ihnen vor.

Durch den Matsch auf dem Boden kämpften sie sich langsam vor. Je weiter sie sich vom Schacht entfernten, desto verlorener fühlte Aiguo sich. Er war einer von vielen, umgeben von Kollegen und Freunden und doch fühlte er sich einsamer, hilfloser und verlassener als je zuvor.

'Ich sollte jetzt besser bei Fang sein. Sie braucht mich mehr als die Kohle.'

Die Vorstellung eines Tages von der Arbeit nach Hause zu kommen und sie tot im Bett liegen zu sehen, raubte ihm fast den Verstand. Er wollte umkehren, wollte sich sofort wieder nach oben befördern lassen, seinen Arbeitsplatz aufgeben und auf das viele Geld verzichten, wenn er dadurch nur näher bei ihr sein könnte.

Doch eine unsichtbare Hand zog ihn unbeirrt vorwärts. Sie ließ ihn über Stunden den rüttelnden Presslufthammer umfassen, bis seine Finger taub und ohne jedes Gefühl waren. Sie ließ ihn seinen Körper mit aller Kraft gegen die schweren Loren stemmen, um sie dem Förderschacht ein Stück näher zu bringen.

Sie ließ ihn am Ende wie einen kleinen, verängstigten Jungen mit zitternden Händen und rasendem Herz auf den hölzernen Bänken der Umkleide sitzen. Zwölf Stunden waren vergangen. Nur zwölf Stunden, doch Aiguo hatte das beklemmende Gefühl, um Jahre gealtert zu sein.

„Beeil dich, Aiguo!“, rüttelte Xiaotong an seinen Schultern. „Der Zug wird nicht auf uns warten. Du weißt, wenn wir zu spät am Bahnsteig sind, kommen wir heute gar nicht mehr zurück in die Stadt.“

* * *

Nachdenklich sah Kani auf den Beutel in seiner Hand. Er fühlte sich schwer an und es war nicht das Gewicht der Münzen, das ihn so schwer machte. Ursprünglich hatte er das Geld nicht annehmen wollen, doch der Hartnäckigkeit des jungen Mannes hatte er am Ende nichts entgegensetzen.

Vielleicht, weil der Mann recht hatte und das gleich in doppelter Hinsicht. Er brauchte das Geld, nicht für sich selbst, wohl aber für das kleine Krankenhaus, in dem er seit Jahren versuchte, die Welt um sich herum ein bisschen lebenswerter und ein wenig besser zu machen.

Eine große Summe hatte der junge Mann, den das Leben schon so früh zu einem Witwer gemacht hatte, ihm nicht übergeben, doch Kani wusste, dass er auch mit dem Wenigen viel bewegen konnte, wenn er es maßvoll und geschickt einsetzte.

Für einen Moment hatte er das Bild des Mannes wieder vor Augen. 'Er ist eigentlich zu jung zum Sterben', überlegte Kani still und sah wieder auf den Beutel in seiner Hand. 'Gestern noch war er voller Lebensfreude und Hoffnung und vor zwei Tagen wollte er seinen eigenen Vertrag bei der Lebensagentur noch verlängern, um mit seiner Frau zusammen ein Kind großziehen und jetzt? Jetzt halte ich all seine Ersparnisse in meinen Händen und fühle mich schuldig wie ein Dieb, obwohl er mir das Geld geschenkt hat.'

Kani überlegte, ob er mehr hätte tun müssen, um den Mann zum Bleiben und zum Abschluss eines neuen Kontrakts mit der Lebensagentur zu bewegen. „Er hatte die Vorfälligkeitsgebühr für die Option schon bezahlt. Er hatte das Geld, das er brauchte; er hatte es, aber er wollte das Leben nicht mehr, das die Agentur ihm angeboten hatte“, murmelte er halblaut vor sich hin.

Etwas tief in seinem Innern wollte dem jungen Mann Vorwürfe mache, wollte ihn einen Verräter schimpfen. Doch seine innere Stimme blieb relativ schwach. Das Wort 'Verräter' fiel trotzdem, aber nicht so, wie Kani es erwartet hatte.

„Vielleicht bin ich selber der Verräter, weil ich meinen Vertrag mit der Lebensagentur wieder und wieder verlängere, obwohl ich eigentlich schon lange weiß, dass sich nichts mehr verändern

wird und ich nicht die Kraft habe, die Welt so zu ändern, dass sie endlich besser wird.“

Er sah wieder auf den Beutel in seiner Hand. Er wirkte schwer. Fast glaubte er, Blut aus ihm austreten zu sehen.

Später am Vormittag berichtete er Sharifa von dem Geld, das der junge Mann ihm anvertraut hatte und den vielen Fragen, die es in ihm aufgeworfen hatte. Ruhig und in sich gekehrt hörte sie zu. Lange Zeit sagte sie nichts, dann sprach sie einen Satz, der ihn wie ein Messerstich traf.

„Die Leute bewundern uns, weil wir uns so verzweifelt gegen die Not und das Leid stellen. Aber vielleicht sind nicht wir es, die ihre Bewunderung verdienen, sondern nur die, die beizeiten einen Schlusstrich ziehen, wenn sie sehen, dass sie einen Kampf kämpfen sollen, den sie unmöglich gewinnen können.“

„Du meinst, es ist richtig, dass er sich gegen die Vertragsverlängerung entschieden hat?“, fragte Kani mit brüchiger Stimme.

Sharifa zuckte kurz mit den Schultern und seufzte. „Ich weiß nicht, was richtig ist, Kani. Ich weiß nur, dass ich ihn nicht verurteilen kann. Irgendwie bewundere ich ihn sogar. Er ist so klar und geradlinig in seinen Entscheidungen, er weiß genau, was er tut. Er geht, und es ist irgendwie schade, dass er geht. Auf der anderen Seite lebt er auch eine Klarheit, die mir in meinem Leben fehlt. Ich bin nicht annähernd so klar in meinen Entscheidungen.“ Sie sah kurz auf und blickte Kani direkt in die Augen. „Vielleicht würde ich deshalb gerne ein wenig so sein wie er.“

Der Morgen war noch jung, doch es war schon wieder heiß und eine drückende Hitze lag über dem Hospital. Trotzdem hatte Kani für einen Moment das Gefühl, vor Kälte zu zittern. „Sharifa, wenn du recht hast, wenn dieser junge Mann recht hat, mit dem, was er tut, dann müssten wir eigentlich alle gehen. Dann sollten wir alle unsere Verträge auslaufen lassen und sie nicht mehr verlängern.“

Sharifa nickte zustimmend. „Wäre das wirklich so schlimm, Kani? Fehlt dir etwas, wenn du morgens nicht mehr aufwachst, um Leute, denen du nicht helfen kannst, hier in unserem Hospital sterben zu sehen?“

* * *

In der Zentrale der Lebensagentur strahlten Herr Gott und die um ihn herum versammelten Regionalleiter um die Wette.

„Raffael, Sie verlorener Sohn, haben die Amerikaner Sie endlich ausreisen lassen?“ Die Hand des Agenturleiters streckte sich dem für die USA zuständigen Bereichsleiter entgegen. „Kommen Sie herein und setzen Sie sich zu uns an den Tisch. Wir haben wieder viel zu besprechen.“

Raffael setzte sich zu den anderen an den Tisch. Zwei dicke Aktenmappen waren auf der Unterlage hinter seinem Namensschild abgelegt worden. Mit dem Finger deutete er kurz auf die Unterlagen. „Die Gerichtsakten der letzten beiden Tage?“

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben mit seinem Papierkrieg“, lachte Kollege Gabriel entspannt. „Aber kein Grund zur Sorge. Die Akten sind zwar dick, aber lange beschäftigen wirst du dich mit ihnen nicht müssen.“ Er lächelte wissend. „Der Chef war wieder großzügig. Sind alles nur Freisprüche.“

„Meine Herren, bevor sich der Kollege Gabriel noch länger ausführlich über die von mir gestern und heute gesprochenen Urteile auslässt und sich dabei womöglich gar noch in Einzelheiten vertieft, lassen Sie uns lieber mit unserer Arbeit beginnen“, riss Herr Gott die Gesprächsführung wieder an sich. „Wir haben heute ein umfangreiches Programm vor uns. Zunächst müssen wir alle wichtigen Aspekte zur Abwicklung der anstehenden Vertragsverlängerungen klären, und wenn danach noch Zeit ist, sollten wir uns noch einmal der Frage widmen, die wir gestern schon ein wenig erörtert haben.“ Seine rechte Hand griff zum Knoten seiner Krawatte und lockerte diesen ein wenig. „Ich muss gestehen, dass mich die neuen Berichte aus Europa und Asien gestern doch ein wenig beunruhigt haben und mein Schlaf in der letzten Nacht nicht der Beste war, denn wenn es in Europa und Asien wirklich unter der

Oberfläche bereits mächtig kriselt, dann dürfen wir den Dingen keinesfalls ihren Lauf lassen. Wir müssen etwas tun, und zwar rechtzeitig, ansonsten gefährden wir die Stellung und das allgemeine Image der Lebensagentur. Meine Herren, Sie wissen, ich lege viel Wert darauf, dass unsere Verträge verlängert werden. Dieser Punkt ist für mich sehr wichtig. Aber eine Verlängerung um jeden Preis will ich nicht. Ich wünsche mir, dass unsere Kunden sich aus freien Stücken und mit Überzeugung zur Verlängerung ihrer Verträge entschließen.“

„Ohne ein gewisses Maß an Werbung wird es aber wohl kaum gehen“, wandte Uriel ein. „Bei uns in China ist das Werbefernsehen bei den Zuschauern mittlerweile viel beliebter als die Acht-Uhr-Abendnachrichten. Die Leute sagen, wenn ich mich in meiner Freizeit schon belügen lassen muss, dann will ich dabei wenigstens meinen Spaß haben.“

„Gegen ein gewisses Maß an Überzeugungsarbeit ist wirklich nichts einzuwenden“, warf Michael ein. „Aber ich denke, wir sollten doch darauf achten, dass unsere Argumente nicht wie plumpe Propaganda wirken und von den Menschen am Ende nicht mehr geglaubt werden.“

„Das ist ein sehr wichtiger Punkt“, hakte Gabriel unmittelbar ein. „Nicht nur in China verliert die Regierung das Vertrauen. In Europa ist es ähnlich. In Frankreich gehen die Menschen gegen die Beschlüsse der Regierung auf die Straße und selbst im trägen Deutschland, wo man Revolutionen und Aufständen noch nie sehr viel hat abgewinnen können, wettet man inzwischen gegen die sogenannte 'Lügenpresse' und wittert Manipulation und Verrat hinter beinahe jeder Ecke.“

„Deshalb ist es für uns umso wichtiger, dass wir mit den Mächtigen nicht in einen Topf geworfen werden“, forderte Herr Gott entschieden. „Uns darf nicht passieren, was dem Vatikan und den islamischen Mullahs widerfahren ist. Nur weil es ihnen nicht gelungen ist, ein paar vom Weg abgekommene Schäflein rechtzeitig wieder zur Herde zurückzuführen, kämpfen sie nun fast mit der Bedeutungslosigkeit. So etwas darf der Agentur auf keinen Fall passieren. Das müssen wir unbedingt verhindern.“

„Dann sollten wir die Flucht nach vorne antreten und ganz gezielt in die Offensive gehen“, regte Raffael an.

„Eine bemerkenswerte Idee. Was genau schwebt Ihnen dabei vor, Raffael?“, fragte Herr Gott interessiert.

„Ich denke, wir müssen es genau so machen, wie die amerikanischen Politiker im Wahlkampf es tun. Auch sie nehmen erst einmal viel Geld in die Hand. Das holen sie sich als Spenden von den Reichen, denn die profitieren am meisten von ihrer Politik. Anschließend überziehen sie nicht das ganze Land mit ihren TV-Spots, sondern konzentrieren ihre Kampagne genau auf die Personen und Regionen, die gerade im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen. Meiner Meinung nach sollten wir es ähnlich halten. Auch wir sollten nicht mehr mit Hinz und Kunz sprechen, sondern uns nur noch auf die wirklich wichtigen Multiplikatoren konzentrieren.“

„Raffael hat recht. Eine solche Vorgehensweise wird uns eine Menge Zeit, Geld und Energie sparen“, pflichtete Gabriel dem Kollegen sofort bei.

„Hm, damit würden wir uns aber von einer Strategie trennen, die mein persönlicher Freund Simon vor einiger Zeit mit großem Erfolg angewandt hat“, entgegnete Herr Gott und fuhr sich mit der Hand nachdenklich über das Kinn. „Man kann über diesen Petrus sagen, was man will, aber eines muss man ihm lassen: Er hat ganz klein angefangen und am Ende eine wirklich schlagkräftige Organisation auf die Beine gestellt.“

„Das war aber noch vor dem Zeitalter des Internets“, gab Uriel kritisch zu bedenken. „In China, Korea und auch in den meisten anderen Teilen Asiens braucht man den Menschen mit so antiquierten Vorstellungen inzwischen nicht mehr zu kommen. Hip ist, was modern ist. Die Lösung von Ihrem Freund Simon mag früher vielleicht sehr effektiv gewesen sein, aber ich bezweifle, dass sie auch heute noch in unsere moderne Zeit passt.“

„Was um alles in der Welt soll daran falsch sein, die Menschen heute nicht mehr persönlich anzusprechen?“, ärgerte sich Michael. „Aus meiner bescheidenen Sicht auf unser Problem haben sich die Dinge über die Jahrhunderte hinweg nicht wirklich entscheidend geändert. Schon vor etlichen Jahren haben Simon und seine Kollegen die Menschen einzeln angesprochen und heute

versucht die Werbung den gleichen Weg zu gehen. Wäre es anders, gäbe es keine personalisierten E-Mails und den ganzen Quatsch.“

„Michael, es geht nicht um Quatsch, sondern es geht um Effizienz, nackte Effizienz. Der Schnellere gewinnt heute das Rennen, nicht der, der sich die Freiheit nimmt, für einen Moment aus seinem Alltag herauszutreten und in Ruhe über ein gegebenes Problem nachzudenken“, brauste Uriel auf.

„Was soll daran effizient sein, in fünf Minuten eine Lösung zu entwickeln, die sich schon nach zehn Minuten als vollkommen unbrauchbar herausstellt?“, konterte Michael. „Das ist keine Effizienz, sondern nur operative Hektik. Gut fürs eigene Macher-Image. Aber ansonsten zu nichts zu gebrauchen.“

„Trotzdem bin ich der Meinung, dass wir bei unseren Aktionen und Programmen unbedingt eine höhere Schlagzahl entwickeln müssen“, gab Uriel sich noch lange nicht geschlagen. „Wir sollen die Segnungen der modernen Technik nicht vorschnell in Grund und Boden verdammen, sondern sie für uns nutzen und sie überall dort einsetzen, wo es für uns notwendig und sinnvoll ist.“

Entschieden schüttelte Michael den Kopf. „Ich bevorzuge eher einen gegenteiligen Ansatz, der Klasse statt Masse hervorbringt. Wir verkaufen weder hochgezüchtete Tomaten, die besonders rot aussehen müssen, noch Hochgeschwindigkeitsreisen zu anderen Planeten. Unser Produkt ist das Leben, das reine Leben an und für sich. Es hat seinen Wert aus sich heraus.“

„Michael, über den Wert unseres Produkts brauchen wir nicht groß zu diskutieren. Der steht vollkommen außer Frage“, entgegnete Uriel. „Wäre es anderes, hätten wir nicht diese hohen Abschlusszahlen für unsere Verträge vorzuweisen. Aber heute ist die Welt leider eine andere geworden. Alles dreht sich ein bisschen schneller und bald werden auch die Menschen herausfinden, dass der Tag keine 24 Stunden mehr hat, weil wir inzwischen die Erdrotation ein wenig erhöht haben.“

„Dann sehe ich nicht, wo das Problem sein soll.“

„Das Problem, mein lieber Michael, ist, dass sich kein Produkt heute noch über sich selbst verkauft“, mahnte Uriel. „Auch unseres nicht. Niemand kauft eine Ware oder eine Dienstleistung noch um ihrer selbst willen. Das war in früheren Jahrhunderten vielleicht einmal der Fall. Aber heute ist es anders. Heute wollen alle nur noch den Zusatznutzen. Der ist inzwischen in den meisten Fällen wichtiger als das Produkt selbst. Jedes Auto bringt dich von Punkt A nach B. Aber das ist längst nicht mehr entscheidend. Viel wichtiger ist, welche Farbe der Wagen hat, welches Logo auf dem Kühler prangt und ob die Scheiben getönt sind. Das ist wichtig. Komm mal zu uns nach China und sprich eine Stunde mit den Autohändlern. Die werden dir schnell erklären, wie recht ich habe.“

„Vielleicht ist die Welt bei uns in Afrika wirklich noch eine andere“, sagte Michael nachdenklich. „Bei uns ist jeder froh, der von Punkt A nach B nicht zu Fuß gehen muss.“

* * *

„Marla, Marla, Daddy hat mir eine Geige geschenkt“, kam Noah am Nachmittag in die Küche gerannt.

Das Herz der alten Köchin verkrampfte sich augenblicklich, denn sie wusste, sie hatte Noah entweder unverzüglich wieder fortzuschicken oder sie hatte über kurz oder lang Ärger mit William zu erwarten und zog sich außerdem den Zorn seiner Eltern zu.

„Sag mal, freust du dich denn nicht für mich?“, bemerkte auch Noah sofort die Veränderung.

„Doch, ich freue mich für dich“, lächelte Marla angestrengt.

„Aber irgendetwas ist mit dir“, ließ der kleine Junge nicht locker.

„Noah, dein Vater wünscht nicht, dass du zu mir in die Küche kommst“, erklärte Marla ihm schließlich doch den Grund für ihre Zurückhaltung.

„Er will auch, dass ich Geige spielen lerne“, entgegnete Noah leise und in sich gekehrt. Dann

sah er auf und seine Augen leuchteten, wie sie in Marlas Küche bislang immer geleuchtet hatten. „Aber was ist mit dir, Marla? Willst du auch, dass ich nicht mehr zu dir in die Küche komme?“

„Von mir aus kannst du kommen, so oft du magst, und du kannst auch bleiben, solange du willst“, antwortete Marla ruhig. „Aber was ich will, das zählt hier in diesem Haus nicht viel. Dein Vater will nicht, dass du zu mir in die Küche kommst und daran werden wir beide uns wohl halten müssen.“

„Ich will aber weiter zu dir in die Küche kommen“, entgegnete Noah trotzig.

„Wie stellst du dir das vor, Junge? Was, wenn William oder irgendjemand anderes hier vorbeikommt und dich bei mir sieht? Was dann?“

„Dann werde ich mich hinter dem Herd oder in der Speisekammer verstecken“, erklärte Noah mit leuchtenden Augen.

„Du bist so wunderbar unkompliziert“, lachte Marla und strich ihm mit der Hand sanft über den Kopf.

Noah hob keck den Kopf. „Dann machen wir es so? Ich kann hier bleiben, und wenn jemand kommt, verstecke ich mich schnell irgendwo?“

„Es ist gefährlich, gefährlich für uns beide“, gab die Köchin zu bedenken.

„Aber es macht Spaß und ich will bei dir sein“, ließ Noah nicht locker.

„Also gut, lass mich ein wenig darüber nachdenken. Morgen sage ich dir, wie wir es machen werden.“

„Prima! Und heute?“

„Heute bleibst du. Aber sobald du auf der Treppe Schritte oder im Gang Stimmen hörst, springst du auf und versteckst dich, damit dich keiner sieht.“

„Wo soll ich mich dann verstecken, Marla?“

Ihre Blicke schweiften gemeinsam durch die Küche.

„Viele gute Möglichkeiten hast du nicht, aber hier im Besenschrank oder dort hinter der Tür zur Speisekammer könnte es klappen. Da kann dich keiner sehen, wenn du dich ganz ruhig und unauffällig verhältst.“

„Von mir wird niemand etwas hören und es wird mich auch keiner sehen“, versprach Noah, packte die Geige aus dem Kasten und zeigte ihr wenig später die ersten Griffe, die der neue Geigenlehrer ihm beigebracht hatte.

Ein Ohrenschmaus war es nicht, was Marla in den nächsten Minuten zu hören bekam, doch sie lächelte zufrieden, lobte Noah für sein Können und ermunterte ihn, in seinen Anstrengungen nicht nachzulassen.

Sie war gerade dabei, das Verbot ihres Dienstherrn zu vergessen, als Noah plötzlich aufsprang und im nächsten Moment in der Speisekammer verschwand. Als auch Marla die Schritte auf der Treppe hörte, war sie sofort im Bilde. Sie griff hastig nach der Geige und ihrem Kasten und verstaute beide in einen ihrer Schränke.

„Du hörst neuerdings Musik bei der Arbeit?“, fragte William und belegte sie mit einem strengen Blick.